Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: - (1830)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-655094

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

4.

Gespräch zum Gruße.

Wirth. Aha! Da kommt unser alte Bote wieder! Guten Abend! Wie gehts dir? Willst einen Schluck Brantenwein? Was bringst du Neues? Wen von uns wirst du wieder zum Narren halten? — Heh! gieb Bescheid, du weist sonst immer etwas!

Bote. Für dießmal weiß ich nur ein altes Sprichwort von meiner Großmutter her: Ein Narr kann in einer Viertelstunde mehr fragen, als ein Gescheider in einem halben Jahre antworten kann. — Jetzt guten Abend alle miteinander.

Bauern. (Lachen alle miteinander.) Gellte, Wirth! Gefragt hast du, und deinen Bescheid hast du auch!

Wirth. Heh! Ich habs ja nicht böse gemeint, und fragen ist erlaubt, besonders wenns numme der hinkende Bote ist.

Bote. Nun ja! Ich will auch gerne antworten, aber nur nicht so alles in einem Athem wie du gefragt hast. — Wies mir geht? Auf anderhalb Beinen, langsam genug, doch erlauf ich mein Ziel so gut als ein anderer. — Ob ich Brantwein will? Sag ich nein, denn Bränz saufen ist gut für Hudeln und Lumpen, und deren bin ich keiner. — Was ich Neues bringe? Das möget ihr in meinem Kalender lesen; um euer Geld versteht sich; denn umsonst ist der Tod, und auch der kostet das Leben. — Wen ich zum Narren halte? Niemanden, vielmehr bin ich, Berufshalber, offiziell der Narr von Euch allen, obgleich mancher einen viel größern Narren in seiner Haut beherberget als ich bin.

Wirth. Aha! Hört ihrs, Nachbauern, da habt ihr euern Bescheid auch. Du Bote

thust aber so übrig und so breit als ob du was Rechtes wärest.

Bote. Das bin ich aber auch, und bitte drum, Herr Wirth, wenn ihr in Zukunft mit mir redet, so behaltet das nume für euch. Ich bin nicht nume!

Ein Bauer. Aha! Was bist du denn geworden? Ich habe doch in den Zeitungen nichts gefunden, daß du so zu Ehren gekommen wärest.

Bote. Das kommt daher, daß du die Zeitungen nicht verstehst, sonst hättest du gesehen wie mein Amt mich je länger je mehr zu Ehren bringt.

Wirth. Aber wie so denn? Ich verstehe kein Wort daran.

Bote. Leset ihr nicht in allen Blättern, daß Tag für Tag neue Boten aufstehn, neue Rekruten sich unter meine Fahne anwerben lassen, neue Kalender zum Vorschein kommen? Hat nicht bald jeder Kanton seinen eigenen Kalender, ja mancher sogar drey? Haben nicht gelehrte Herren, sogar gelehrte Gesellschaften, sich den alten Ranzen umgeschnallt, und sind — Prattigmacher worden? Hah! Wie ist das nicht große Ehre für mich?

Schneider. Daß dich das Mäuslein beiß! Was ist das fürne große Ehre dran en Kalender zu machen? Das wollt ich selber können thun, so en Buch für das Volk schreiben.

Bauer. Ja, ja! Volk! Für das Volk soll alles gut genug seyn, hab's denn die Geiß gemacht oder der Bock. Nichts für ungut. Aber mir gefällt das gar nicht, daß so mancherley Kalender kommen. Man weiß am Ende nicht wem man glauben soll. Da sagt der einte: es giebt ein fruchtbares Jahr; der andre prophezeiht viel Mäuse und Schnecken. Einer sagt: heut ist Sonnenschein; der andere heut ist Regen, und der dritte gar Donner und Hagel! Wer weiß jetzt wer Recht hat?

Bote. Wir haben alle miteinander Recht.

Schneider. Was? Alle miteinander haben Recht? und sagt der eine dieß der andere das? Bote das ist pur unmöglich!

Bote. Eben so möglich als daß ein Schneider — schneidet. Wir haben alle Recht, weil wir alle nichts wissen, und doch etwas sagen müssen. Am Ende müßt ihr eben dadurch mit der Nase darauf fallen, daß alle die Kalender-Prophezeihungen nur Aberglaube und Narrenwerch sind.

Bauer. Aber zum Schinter, Rudi, warum bringst du uns denn mit solchem Narrenwerch ums Geld, wenns doch nur gelogen ist?

Bote. Weil ihrs so haben wollt. Weil ihr einen vernünftigen Kalender nicht kauft, weil ihr Zeichen und Wunder sehen wollet, und solltens auch lauter Lügen seyn.

Schneider. Da hat er mein Seel recht, der Bote! Je mehr des Zeugs drinnen ist, desto lieber ist der Kalender. Das hat mir der Buchbinder gesagt, daß der Basler Weißhütler am stärksten gehe, weil all das astrologische Teufelzeug noch drinn ist.

Spinnerbabeli. Ja wollen! Was ihr da alle schwäzet! Es ist sich dessen wohl zu erklagen, daß die meisten Kalender hüt zu Tag nichts nutz sind, und die Kalendermacher nichts mehr wissen. Aber das kommt daher, daß sie auch nichts mehr glauben, darum fehlt ihnen auch die Erkanntnuß; und weil sie sich auf den lieben Himmel nichts verstehn, so spotten sie darüber; und

werden darum einst ihren Lohn an einem andern Orte empfangen.

Bote. Da hät ich meinen Bescheid also auch! Babeli schickt mich gar in die Hölle, weil ich dem Aberglauben nicht glaube. Ihr seht aber, Nachbauern, was das heißt, Prattigmacher seyn! Erstlich meint jede Gans, die eine Feder hat, ich könnte auch einen Kalender machen, und zwar besser als der ist. Zum andern will der eine schwarz wo der andere weiß will; einer will Wahrheit, der andere Lügen; einer Vernunft, ein andrer Aberglaube. Zum dritten meinen viele Leute: wo etwas Dummes geschieht ist der Kalender Schuld daran, wäre der besser, so stünd alles besser, und hat doch niemand weniger zu bedeuten als gerade der Kalender. Zum vierten wollen die einen, es sollen alle Narren mit ihren Streichen in den Kalender; aber die Narren wollen nicht drein und schimpfen und verklagen mich wenn ichs doch thue, weil die andern schimpfen wenn ichs nicht thue. Und zum fünften —

Wirth. Es ist an dem schon genug. Es hat halt jeder Narr seine eigene Kappe, und du findest immer noch einen dem auch dein Kalender gefällt.

Bote. Also Herr Wirth kauft ihr den Kalender des hinkenden Boten von Bern, und ermangelt nicht ihn allen euern guten Kunden zu rekommandiren.

2.

Zur Kenntniß des Vaterlandes.

(Fortsetzung.)

Wir kommen in der Armee der Vögel zu dem Regiment der Tauben. Wie sie aussehen weiß Jedermann, und daß sie gebraten gut zu essen sind, weiß der dicke Müller auch. Diese hübschen Vögel leben paarweise beysammen, legen jedesmal zwey Eyer, und füttern die Jungen aus dem Kropfe. Wir kennen folgende Arten: Die große Schlachttaube, die kleinere Feldtaube, die Haustaube, die Turteltaube. Die Haustauben erscheinen, wie fast alle Hausthiere, in mancherley Verschiedenheit. Es giebt Liebhaber die eine seltene Taube mit schwerem Gelde bezahlen; ja solche die man wohl Taubennarren nennen könnte.

Unter das Regiment der Hühner gehören in unserm Lande: Der Auerhahn oder Urhahn, der Spielhahn, eigentlich Birkhahn, das Haselhuhn, das Schneehuhn, welche alle nur im Gebirg, selten oder nie im flachen Lande gefunden werden. Ferner zwey Arten Rebhühner, die Wachtel und das Haushuhn, auch die seltene Trappe. — Diese Vögelarten leben meist wie — die Türken, wo ein Mann viele Weiber hat; sie legen viele Eyer, bauen schlechte oder gar keine Nester, und die Mutter führt die Jungen zur Nahrung, alldieweil der Vater sich eben so wenig um sie bekümmert, als der Hudelsami um seine Kinder. — Die Trappe ist ein großer, schöner, seltener Vogel, steht hoch auf den Beinen, fast wie ein Strauß, lauft stark und schnell, kann aber auch gut fliegen, ist schwer zu schießen, und kommt selten in unser Land.

Die Wasservögel — worunter der Geigersepli nicht gehört, wenn er schon ein Vogel ist — denn er trinkt kein Wasser: — Die Wasservögel theilt man in zwey große Hauptcorps, in die sogenannten Sumpfvögel, die auf mehr oder minder hohen

Beinen, wie die Buben auf Stelzen laufen; und in die Schwimmvögel, die sehr gut schwimmen können. — Unter die Sumpfvögel gehört der Reiher (Reigel), der Storch, der Rohrdommel, der Kranich, die Schnepfen, die Wasserhühnchen, der Kiebitz (Gyritz) u. a. — Die Schwimmvögel, das sind die Enten, die Gänse, die Taucher u. s. w. — Manche von diesen wohnen wirklich das ganze Jahr in unserm Lande, wie die Reiher; andere kommen im Frühling und gehen im Herbste wieder fort, wie der Storch; andere kommen im Herbste und ziehen nur, wie die Landstreicher, durch das Land, so die Schnepfen; noch andere kommen nur im Winter und verlassen uns im Frühjahr wieder, wie die wilden Enten. — Und nun genug von den Vögeln.

Die Amphibien sind zum Theil wunderbare Thiere. Man theilt sie in solche die vier Füße haben, wie Eidechsen, Frösche; und in solche die gar keine äußeren Glieder zur Bewegung haben, wie die Schlangen. Von der ersten Art finden wir im Vaterlande die Frösche, die Kröten, die Eidechsen (Heidochsen), wozu auch die Molche (Regenmoli) gerechnet werden. Außer den Fröschen, von denen die Hinterschenkel gegessen werden, ziehen wir keinen andern Nutzen von diesen Thieren, als daß sie viel Würmer, Schnecken, Fliegen und Käfer verzehren. — Die andere Art sind die Schlangen und Blindschleichen. Giftige Schlangen giebt es wohl auch in unserm Kanton, doch nicht so viele und nicht so gefährliche, wie in heißen Ländern. Es ist aber völlig falsch, daß die Schlangen mit der Zunge, oder gar mit dem Schwanze stechen: falsch, daß sie ihr Gift ablegen und wieder zu sich nehmen können: falsch, daß manche Schlangen eine kostbare Krone von Gold und Edelsteinen tragen. Die giftigen Schlangen haben große Beißzähne, diese sind hohl, das Gift liegt in einer Blätter unter diesen Zähnen, und fließt durch dieselben beim Biß in die Wunde. Vorsicht ist also immer bey diesen Thieren nöthig.

Fische hat unser Vaterland in seinen Gewässern mancherley; sie sind eßbar, doch schmeckt ihr Fleisch ungleich gut. Die bekanntesten sind: Der Aal, der Grop, das Egli, der Salut, der Salm, die Forelle (Forne), die Aesche, der Heurling, der Hecht, der Albock, die Karpfen, die Barben, der Alet, die Trische u. s. f. Einige sind eigentlich einheimisch, andere kommen nur zu gewissen Zeiten in unsere Flüße, wie die Salmen. Einige sind sehr gemein wie die Nasen, andere sehr selten, wie der große Salut, der über 100 Pfund schwer wird, aber nur selten im Murtensee gefangen wird.

Ich müßte ein großes Buch schreiben, größer als des hinkenden Boten Zinsrodel, wenn ich euch alle die merkwürdigen Insekten nennen wollte, die im lieben Vaterlande wohnen. Dazu gehören die vielerley Arten von Käfern, Fliegen, Mücken, Wanzen, Sommervögel (Fyfolter), Teufelsnadeln, Wespen, Bremen, Spinnen u. s. w. Es sind aber diese Thiere sowohl im Bau des Körpers als in ihrer Lebensart, sehr merkwürdig, und es wäre viel davon zu erzählen, wenn — man's wüßte. Nützlich sind vorzüglich die Bienen mit ihrem Honig und Wachs. Schädlich sind die Maikäfer, die Holzkäfer (Borkenkäfer), die Werren, die Milben und Schaben, die

Ameisen, und manche Graswürmer, wie wir das an den Obstbäumen leider erfahren haben, anch die Herdflöhe.

„Aber, wo zum Tütschel weist du das alles her?“ Ja, seht, ich habe Schreiben und Lesen gelernt, kann d'rum allerley Bücher lesen, und deren geben mir die Gelehrten gerne zum Gebrauch. — Doch genug für heute.

(Die Fortsetzung folgt.)

3.

Wer leicht glaubt wird leicht betrogen.

'Sist eine feine Sach, so einer glaubt was recht und vernünftig ist. Marschiert aber der Glaube allein von Haus, und bleibt die Vernunft dahinten, so wirds Aberglaube, und ist der Spott das letzte Trinkgeld zum Schaden. Davon will ich ein Exempel erzählen.

Da war der Gregorius Wintermann in der Stadt Erfurt; der hätte gern etwas angehängt, das ihn vor allem Schaden und Unglück verwahret hätte. Wir Gelehrte nennen so etwas ein Amulet; der Leser sagt kurz weg: ein Bündeli; denn er ist nicht ein Gelehrter wie der Bote. — Nun findet sich ein Schalk, das war der Sigerist, der denkt: wenn du ein Narr seyn willst, meinetwegen! Und giebt ihm so ein Ding in ein Stücklein blaue Seide eingenäht, das sollte er am Halse tragen. Und ist so geschehn. Aber nicht über lang stößt ihn der Stier am Wagen und er stolpert, und geht ihm ein Rad über den Fuß, daß er lange den Schärer brauchen muß. Und ein andermal hat ihn ein Pferd jämmerlich geschleift. Und ein drittesmal hat er sich im kochenden Wasser elendiglich verbrannt. Da ward er doch bös über sein untreues Bündelein, und thuts auf, und findet darin einen Zedel mit den Worten:

Wer auf dergleichen Künste traut,
Der bleibt ein Narr in seiner Haut.

4.

Wie mancher sein Glück macht!

Der Bote, der immer gescheider ist als andere Leute, hat manchmal darüber den Kopf geschüttelt, wenn die Leute davon sprechen: dieser oder der macht sein Glück! Er ist vornehm geworden, oder hat viel Geld bekommen u. d. gl. Ist aber das manchem gerade sein Unglück. Zuerst will ich erzählen das Exempel von dem Schneider der sein Glück gemacht hat. Es war nämlich einmal ein vornehmer Herzog, und der hatte einen Schneider, der war auch vornehm, weil er herzogliche Hosen und Kleider macht. Aber da sticht ihn der Bock — oh nein — der Hochmuth, daß er noch vornehmer seyn möchte, und war ihm zu schlecht nur Schneider zu seyn, und schmeichelt sich ein bey dem Herzoge, und wird sein Liebling, und hat was er will, und steigt immer höher, und vertreibt alle andern Diener des Herzogs, wenn sie dem Schneidergemüth nicht anstehen. Der hat sein Glück gemacht, sagen die Leute! O ja — bis er den Uebermuth zu weit treibt, bis er den Herzog zu allerley Ungerechtigkeit verleitet, bis er den Gerichten in die Hände fällt, und schaut liebe Leser — dort hängt er am hänfenen Strick am Galgen. Es war seine letzte Erhöhung. Und zum andern das Exempel an einem armen Mäd-

chen; das war von der Gemeine verdinget, und als es unterwiesen war, hieß es: Marsch, „und suche dein Brod weiter!“ Und da kam es in die Stadt N. und sah es ein Herr, und merkte daß es hübsch wäre, und weil er reich war, nahm ers zu sich, gab ihm gut Essen und Trinken, und schöne stättliche Kleider, und als es einmal heim kam, hatte es Neuthaler genug, und meynten seine ehemaligen Gespielen: die ist glückhaftig geworden! Ja und ist der Herr ihrer endlich auch satt worden, und hat sie fortgeschickt, und sind die Neuthaler mit samt den schönen Kleidern verschwunden, und ist sie eine gemeine Hure worden, und als solche verdorben. — Und da sieht man wie mancher sein Glück macht zu seinem größten Unglück.

5.

Ueber die Sulioten.

Vor etwa 150 Jahren zogen sich Hirten von Gardiki in Albanien, welche von den Türken mißhandelt worden waren, mit ihren Heerden in die rauhen Berge von Epirus hin. Bald folgten ihnen andre Flüchtlinge, Griechen und christliche Albanesen nach, die in kurzem eine Gemeinde von 100 Köpfen bildeten, welche Suly genannt wurde. Dieses wurde nun nach und nach der Hauptort eines von den Türken sehr gefürchteten Freistaats. In 11 Dörfern zusammen, wovon vier einen Bezirk — Tetrachorion (Vierdörfer) — genannt, die übrigen sieben einen andern Bezirk — Heptachorion (Siebendörfer) genannt, ausmachten, lebten gegen 5000 Seelen, wovon etwa die Hälfte im Hauptorte Suly wohnte. Da in ihren rauhen Bergen nicht Lebensmittel genug waren, so raubten sie dieselben in den Dörfern, welche den Türken gehörten. Denn sie sagten: „Das Land gehörte ursprünglich unsern „Vätern; die Türken haben es uns wieder„rechtlich geraubt: wir dürfen ihnen also „von diesem Raube wieder abnehmen, was „wir zu unserm Unterhalte nöthig haben.“

Natürlich mußten sie auf solche Art mit allen umliegenden Türken in Streitigkeiten verwickelt werden, aber sie kamen in allen Kämpfen gegen ihre Feinde siegreich und nahmen endlich bey 60 Dörfer ein; sie wurden als unabhängig angesehen, obschon sie einen Tribut an den Sultan zahlten, welchen sie freilich bei ihren Nachbarn holten. Bei einem Angriffe verließen die Sulioten in der Ebene ihre Dörfer. Greise, Weiber und Kinder giengen in die Berge. Ihre Kriegskunst war immer sehr einfach; jeder schlug sich meist für sich allein, und alle kamen nur darin überein, nie vor keinem noch so überlegenen Feinde zu fliehen. Die Weiber folgten in das Treffen, um Lebensmittel und Munition zu bringen: oft fochten sie selbst mit, und die Geschichte kennt mehr als eine Suliotin, welche den Namen eines Heldenweibes mit Recht verdient. — War ein Suliote feig — ein fast unerhörter Fall — so mußte seine Frau zuletzt nach allen andern Frauen das Wasser holen. Ihre höchste Macht mochte etwa 1500 betragen; jetzt sind sie in dem entsetzlichen Vertilgungskampfe auf wenige Hunderte geschmolzen und wären vielleicht völlig ausgerottet, da bei den schwersten Kämpfen der Griechen fast immer die Sulioten stritten, wenn sie sich nicht von Zeit zu Zeit durch Annahme der Tapfersten von den übrigen Griechen, welche sich dieß für eine

Ehre rechnen, unter ihre Zahl wieder rekrutierten. Dieß sind die Sulioten, welche ein Augenzeuge selbst Napoleons Grenadieren und der prächtigen englischen Garde vorzieht.

6.

Ey du Galgenvogel!

So werden sicher alle Weiber schreien, wenn sie hier lesen, was ein gelehrter Freund mir aus England schreibt. Ein gewisser Mann hatte nach und nach mehrere Weiber geheirathet, und jede meinte, sie sey die einzige. Endlich aber kam's doch aus, und nun traten nicht weniger als sechse auf einmal klagend gegen ihn auf. Er ward vor Gericht gefordert, und befragt warum er das gethan habe? „Ja, sprach „er, sehn Sie, gestrenger Herr Richter! „Ich wollte nur versuchen ob ich unter „einem halben Dutzend Weiber doch eine „finde, die etwas nutz sey.“ — Ey du Galgenvogel!

7.

Vom Wasserg'schauen.

Pfarrer. Guten Tag, mein lieber Kirchmeyer, wie gehts mit euerm Arm?

Kirchmeyer. Gottlob, jetzt habe ich endlich Hoffnung zur Besserung.

Pf. Es freut mich desto mehr, da ihr leztlich noch sehr in Sorge waret.

A. Ich bin jezt zu einem andern Arzt gegangen.

Pf. Das hätte ich an euerm Plaz längst gethan, obschon ich sonst freilich nichts darauf halte, von einem zum andern, und am wenigsten von einem bekannten zu einem unbekannten, oder von einem in der Nähe zu einem in der Entfernung zu gehen. Aber die Verschlimmerung des Uebels und die Gefahr war auch zu groß.

K. Ja und darum bin ich auch weiters gegangen, obschon ich bisher immer guten Glauben zu dem B. hatte, weil er sich gar gut auf das Wasser versteht.

Pf. Aber, mein lieber Mann! warum haltet ihr doch das für die Hauptsache, ist es nicht besser, wenn der Arzt in der Nähe ist und euch selbst besucht, oder ihr einen verständigen Menschen hinschickt, daß man ihn mit euern Umständen mündlich bekannt machet, als daß ihr ihn alles aus dem Glase errathen lasset.

K. Ihr saget wohl, es wäre besser, aber es giebt doch allemal größere Kosten, wenn der Arzt ins Haus kommt, und schicken kann man nicht immer verständige Leute, Weibspersonen besonders, so gern sie sonst reden, gehen gegen den Arzt nie gern mit der Sprache heraus, und halten besonders viel darauf, wenn ers im Glase sieht.

Pf. Oder sich anstellt, er hätte im Wasser gesehen, was er sonst erfahren hat.

K. Wie meint ihr das?

Pf. Mein verstorbener Nachbar erzählte mir: er sey einmal mit Wasser von seiner Frau nach B. gegangen, da habe es geheißen: der Doktor sey nicht zu Hause, unterdessen da er in der Stube gewartet, habe die Dokterin ihn alles ausgefragt und endlich sey der Doktor hereingekommen und habe ihm wie aus dem Glase eben die Umstände, welche seine Frau erst ausgefragt, hererzählt, gerade als ob er in der Nebenstube alles angehört hätte.

K. Mir hat er doch einmal aus dem Wasser etwas gesehen, was er weder von mir, noch von einem andern Menschen hat erfahren können. Ich war lange Zeit sehr übel, und konnte gar nicht wissen, was mir eigentlich fehle, da gieng ich zu ihm und er sagte mir sogleich, ich werde mich vor etwas Zeit heftig erzürnt und in den Zorn getrunken haben.

Pf. Nun da habe ich nichts dagegen, daß sich die ins Blut getretene Galle auch in euerm Urin mag verrathen haben, aber wohl eher noch an eurer Gesichtsfarbe und in euern Augen, und ein solcher Fall ist bey euch andern so gar nicht selten, daß der Doktor dieses aus vielfältiger Erfahrung schon gar wohl kennen konnte.

K. Da muß ich euch jezt Recht geben. Herr Pfarrer, ich habe schon öfters bemerkt, daß sie über das Glas weg nach den Leuten schielen und stark nach ihnen sehen, als ob sie mehr aus ihren Augen als aus dem Wasser lesen wollten.

Pf. Das denke ich auch. Aber das Schlimmste ist, daß die Leute glauben er hätte es getroffen, wenn es auch nicht dem also ist.

K. Wie so das?

Pf. Gesetzt, ihr hättet damals oder zu einer andern Zeit die Wassersucht oder einen überladenen Magen gehabt, und er hätte euch gesagt: Ihr habt euch erzürnt und in den Zorn getrunken, würdet ihr ihm nicht gestanden haben, er hätte die Wahrheit errathen?

K. Ihr glaubt also Hr. Pfarrer, das wiederfahre mir so häufig.

Pf. Vielleicht öfter, wo ihr nicht weiter daran gedenket, bis euch der Arzt ein Uebel, an dem ihr leidet, daraus herleitet. Aber so aufrichtig sind sie gewöhnlich nicht. Sie glauben vielmehr, das sey Unser eines seine Sache, und bleiben lieber bey den Folgen des begangenen Fehlers stehen, und stellen den Leuten den Schmerz als das erste und einzige Uebel vor, auf dessen Wegräumung man bedacht seyn müße, da derselbe doch von der gütigen Vorsehung nur als ein heilsames Warnungsmittel in unsere Natur gelegt ist, uns auf die Vergehungen aufmerksam zu machen, durch die wir unsern Leib verderben.

K. Aber, Hr. Pfarrer, ihr sagtet mir doch auch schon, wir verderben unsern Leib mit Arzneyen.

Pf. Ja wohl, mit gar zu vielen, unnöthigen, oder ganz unrechten, gegen Uebel, die wir gar nicht haben.

K. Sollte das wohl auch der Fall seyn können?

Pf. Häufig genug, wenn man dem Doktor zumuthet das Uebel aus dem Wasser zu errathen. Da bildet man sich sehr leicht ein, von der oder dieser Ungelegenheit geplagt zu seyn, von der man vorher gar nichts wußte, und erst sich beredet, man leide davon, nur weil der Doktor es sagte, und nimmt Mittel dagegen, welche eben darum nothwendig schädlich seyn müssen, weil sie aus Irrthum verordnet worden.

K. Es giebt aber doch Aerzte, die einen Zulauf von vielen Stunden weit her haben, weil sie das Wasser gut verstehen.

Pf. Das ist eine Thorheit, sie könnte nicht ärger seyn. Ein Arzt, der sich mit Kunden aus so weiter Ferne abgeben kann, muß das Zutrauen derer nicht besitzen, die in seiner Nähe wohnen, sonst hätte er mit diesen genug zu thun. Freilich kommen die Leute aus weiter Ferne dann nicht wieder zu sagen: Der Kranke ist gestorben.

Seht, so ist lezthin auch ein berühmter Wasserg'schauer, Namens A. nach B. gekommen, und hat eine Menge Leute, ja sogar viele sogenannte Gebildete, durch seine vorgebliche Kunst betrogen. Aber als er ein Examen bestehen sollte, da zeigte er sich in seiner Unwissenheit. Das Wasser eines Wassersüchtigen hielt er für das eines Auszehrenden, und bey dem Wasser eines Kerngesunden schüttelte er bedenklich den Kopf und sprach: Der Kranke liege in den lezten Zügen. Auch mußte er bald darauf auf höhern Befehl das Land räumen.

8.

Merkwürdige Rettung.

Im Winter von 1827 reisete ein Walliser von Guttannen nach Oberwald. Als er die Höhe der Grimsel bey eingetretener Nacht erreicht hatte, erhob sich Sturm und Schneegestöber, die ihm das Vorrücken so beschwerlich machten, daß er endlich ermattet niedersank und keine Möglichkeit sah, weder vor noch rückwärts zu kommen. Doch verlor er den Muth nicht, er grub eine Höhle in den alten Schnee, um da die Nacht zuzubringen. Bald wurde er mit frischem Schnee bedeckt, doch konnte er in demselben Athem holen, der Hauch seines Mundes machte freyen Raum um sein Gesicht, und er arbeitete mit seinen Händen um diesen zu erweitern; diese Bewegung erwärmte seine Glieder, wozu auch die immer dichter werdende Schneedecke beytrug, und ihn gegen den außen tobenden Sturm schützte. Endlich glaubte der lebendig Begrabene, die Nacht werde vorüber seyn, er suchte also den auf ihm liegenden Schnee zu durchbrechen, welches ihm nach großen Anstrengungen endlich gelang, so daß er sich aus seiner Höhle erheben konnte. Es schneyte noch immerfort, doch fand sich der Gerettete jetzt stark genug, um seine Reise fortzusetzen und kam zwar ganz durchnäßt aber ohne erfrorne Glieder bey den Seinigen an, wo er sich so ganz erholte, daß er acht Tage später wieder im Grimsel-Spital eintraf, und erzählte, wie ihn Gott in jener Nacht so wunderbar erhalten habe.

9.

Ein dito.

Um die nemliche Winterszeit befand sich der Wirth im Schwarrenbach auf der Gemmi mit seiner Frau, zwey unmündigen Kindern und seiner Schwägerin. Schlechtes Wetter hatte ihn verhindert, seine Bergwohnung zu verlassen und ins Thal hinunterzuziehen, als plözlich ein solcher Schnee fiel, daß das Dach seiner Hütte unter der Last desselben einzustürzen drohte. Schon glaubte im Thal jedermann, der Wirth habe mit den Seinigen den Tod gefunden, als zwei kräftige Männer von Kandersteg die gefährliche Reise zum Schwarrenbach unternahmen, um sich nach dem Schicksal der Wirthsleute zu erkundigen. Tags darauf kamen beide mit dem ältesten Kinde des Wirths wieder zurück, und brachten die Nachricht, daß sie alle gesund seyen und in wenigen Tagen ebenfalls herabkommen werden. Zwey Tage darauf giengen nochmal vier Männer hinauf, um dem Wirth bei seiner Abreise behülflich zu seyn. Die Familie machte sich mit ihnen auf den Weg, wurde aber durch einen gewaltigen Sturm

zur Rückkehr ins Wirthshaus getrieben. Am folgenden Morgen machten sie einen neuen Versuch fortzukommen, als eine furchtbare Lauine die Wanderer nochmals zum Rückzug zwang, und wegen der zurückgelassenen Schneemasse und Trümmern von Holz und Gestein, sogar am folgenden Tage noch ihre Rückreise unmöglich machte. Nach zwei Tagen endlich gelang es dieser bedrängten Familie mit ihren treuen Gefährten und mit Hülfe von sechs andern Männern, die mit Verachtung jeder Gefahr hinaufgekommen waren, den Kandersteg als wunderbar Gerettete zu erreichen. — Mögen sie und andere dadurch im festen Vertrauen auf die allwaltende Vorsehung gestärkt, zu weiserer Obsorge ihres Lebens ermuntert werden, und Freundes Hülfe sich an allen Nothleidenden eben so thätig erweisen, wie an ihnen geschah.

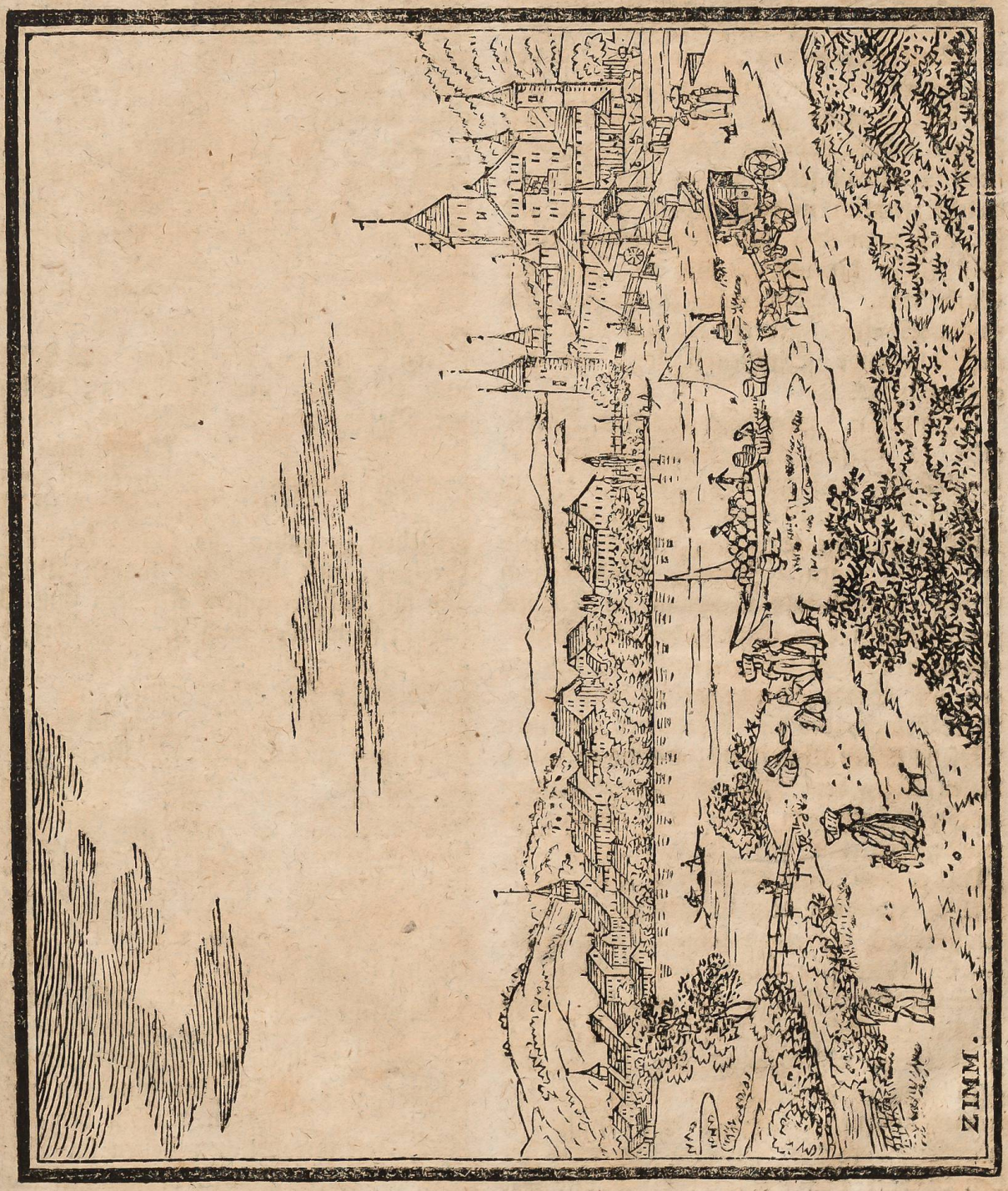
10.

Nidau.

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

Dieses kleine, niedlich gebaute Städtchen, mit einer einzigen aber breiten Straße, zählt beyläufig gegen achtzig Häuser und etwas über fünfthalbhundert Seelen, liegt ganz in der Nähe von dem kaum zweitausend Schritte entfernten Biel, an der Ausmündung der Ziehl aus dem Bielersee und am Fuße der Bergstraße von Bellmont in einer fruchtbaren, aber von Ueberschwemmungen oft übel mitgenommenen Ebene. Das Land gehörte dem Stammhause des im Jahr 1374 erloschenen Geschlechts der Grafen von Nidau; es gelangte als Erbe an die Grafen von Kyburg-Burgdorf und Thierstein, welche auch den Bischoff von Basel, nach einem über ihn erhaltenen Siege, nöthigten, daß er seine Ansprüche an die Grafschaft fahren ließ; sie verpfändeten sie aber nebst der Grafschaft Büren sogleich an das östreichische Haus; 1388 bemächtigte sich ihrer die Stadt Bern. — Als Biel in die Gewalt des allverschlingenden, französischen Reiches fiel, machte die Sandbrücke, die über einen Kanal der Süs führt, die Grenze vom bernerschen Gebiethe.

Die Burg, jetzt das Schloß des Oberamtmanns, liegt außer dem Städtchen; sie ist sehr alt und hat mehrere hartnäckige Belagerungen ausgehalten; ungemein reizend sind ihre Umgebungen, und verschönert durch viele freundliche Anlagen, gewährt sie die lieblichsten und anmuthigsten Aussichten nach allen Gegenden des Seegelände, dem Jura und dem Thale nach Solothurn hin. Das Gebäude hat zwar im Laufe der Jahrhunderte viele Veränderungen erlitten; aber noch sind Mauern von ungewöhnlicher Dicke vorhanden und lassen auf seine erste Festigkeit schließen; es kömmt sein Name zuerst in einer Urkunde vom Jahr 1242 vor, wo die Grafen von Welsch-Neuenburg sich Herren von Nidau nannten; das Städtchen dieses Namens, das seinen Ursprung diesem Stammhause von Neuenburg verdankt, wurde erst in den Jahren 1330—1338 erbaut. Vor einigen Jahrtausenden aber soll der See bis nach Port hinabgeflossen und da erst die Einmündung der Ziehl gewesen seyn, wie denn in der Nachbarschaft zu Brügg und weiter abwärts gegen dem Dorfe Stauden hin die Ruinen einer untergegangenen oder verschütteten Stadt an dem sich abdachenden



Aidau.

Jensberge, und römische Münzen noch in unsern Tagen aufgefunden werden.

Balkenwerke und Ruinen, unfern von der Burg im See, lassen muthmaßen, daß der See in dieser Zeit einen tiefern Wasserspiegel gehabt habe als heut zu Tage; denn noch in Nidau selbst gab es alte Häuser, welche ziemlich niedrig gebaut waren und so, daß man bey den Hausthüren einen Fuß tiefer hineintrat, als die Höhe der Gasse war. Man entdeckte sogar, bey neuen Bauten, mehrere bis auf drey Fuß tiefer liegende Straßenpflaster, als das gegenwärtige.

Historisch denkwürdig aus dem Mittelalter ist in der Schweizergeschichte das Schloß Nidau durch den Sieger bey Laupen im Jahr 1339, und späterhin im Jahr 1388 durch die Erlösung einiger vornehmer Gefangenen. Jener, Rudolf von Erlach, stuhnd als Castellan im Dienste jenes Grafen von Nidau, der, im Bunde mit dem übrigen zahlreichen Adel, sich gegen die Stadt Bern verschworen hatte. Von Erlach, der die Gefahr des gemeinen Wesens seiner Vaterstadt, welche ihr durch diesen Krieg drohte, nicht abzuwenden vermochte, bath um seine Entlassung; sie wurde ihm mit den Worten zu Theil: „Daß es auf Einen Mann nicht ankomme!“ Erlach erwiederte dem Grafen von Nidau: Daß er sich als einen Mann zeigen wolle. — Er löste sein Wort bey Laupen. — Der Graf von Nidau und viele des Adels fanden daselbst ihren Tod, und der Ueberwinder wurde Vormund der Söhne des gefallenen Feindes, indem die Wittwe des umgekommenen Grafen Rudolf von Nidau, mit Beystand des Bischofs von Lausanne den Rudolf von Erlach für sich und ihre beiden Söhne zum Vogte erbath. Ein rührender und seltener Beweis von unbegrenztem Zutrauen und einer außerordentlichen Anerkennung der Rechtschaffenheit eines Mannes, der als Feind galt.

Diese, die Gefangenen, welche von Rom nach ihrem Vaterland zurückreisen wollten, wurden in der Gegend zwischen Biel und Solothurn von der räuberischen Besatzung der Burg aufgehoben, rein ausgeplündert und dann im Schloßthurme in einer finstern Gefangenschaft gehalten. Es waren Geistliche, ein Bischof von Lissabon und ein Prior von Alkazowa; während der Belagerung des Schlosses, die über sechs Wochen dauerte, scheint man ihrer wegen der allgemeinen Hungersnoth, welche die Besatzung zwang, Pferdefleisch zu essen, vergessen zu haben; sie kamen halbtod als Gerippe, mit ungeheuer langen Bärten, und mit halbverfaulten Kleidern zum Vorschein; sie wurden nach Bern geführt, dort gastfreundlich gekleidet und erquickt, und nachdem sie sich erholt hatten, mit Reisegeld hinlänglich versehen, um in ihr fernes Vaterland zurückzukehren. Nicht nur erstatteten sie dieses, sondern schickten noch tausend Dukaten als Erkenntlichkeit mit, um der Stadt Bern für ihre ihnen geleistete Hülfe und Gastfreundschaft zu danken.

Noch zeigt man die sogenannte spanische Stube; niemand von den Schloßbewohnern weiß aber etwas von den Spuck- und Gespenstergeschichten, die nach der Volkssage an den Vorabenden eines heiligen Festtages in diesem Gemache statt haben sollen. Aus dieser Zeit hingegen mögen die großen, steinernen Kugeln herrühren, welche seit undenklichen Zeiten im Schloßhofe auf einem Haufen beysammen lagen,

aber im Jahr 1724 als Zierrathen auf die Pfeiler am Schutzgeländer der Brücken, welche über die Ziehl und einen Kanal führen, gestellt wurden, und zum Theil noch vorhanden sind; es waren deren über Hunderte, als man sie auffand; manche in mehrere Stücken zerschmettert, so daß sie bey der Belagerung des Schloßes wohl können gebraucht und nach der Belagerungsweise jener Zeit mit dem Wurfzeuge auf die Burg geschleudert worden seyn, indem die Berner mit solchen Steinen reichlich versehen waren; sie haben zwölf bis fünfzehn Zolle im Durchschnitt und einer wiegt bis anderthalb Centner.

Es war am fünf und zwanzigsten Tage nach der Einnahme von dem benachbarten Büren, als die Berner am 7. May 1388 mit allen ihren Wurfmaschinen, Büchsen, Mauerbrechern und mit ihren Mitbürgern von Solothurn nach Nidau zogen, gegen Johann dû Rosay, Ritter, einen tapfern Krieger aus der Picardie, der für Oestreich und Coucy die Stadt und Feste Nidau verwaltete und vertheidigte; als die Besatzung die Gesinnungen der Nidauer zweydeutig, das Städtchen selbst aber unhaltbar fand, wurde es den Flammen überlassen. Indeß Herr dû Rosay sich in die Burg zurückzog, welche durch Wasser und Morast vor dem Belagerungszeug sicher schien. — Die Feinde verfolgten ihn mit solchem Feuer, daß ein Kahn von 30 Mann, unvorsichtig überladen, mit ihnen versank; fünfzehn waren schon in den Flammen der Stadt umgekommen. Die Berner gaben der Burg einen sechswöchentlichen Stillstand, während welchem je zu vierzehn Tagen die Hälfte der Belagerer zurück in die Städte zog. Da die Hoffnung des Entsatzes verschwunden war, wurde von dû Rosay mit Vorbehalt seiner Waffen und Pferde die Burg übergeben; die Besatzung gieng nach Freiburg, indem sie aus Söldnern dieser Stadt und Oestreichern bestand. Alle Rechte, wodurch die alten Grafen Nidau in Aufnahme gebracht hatten, wurden ihnen bestätiget und Vögte verordnet; der erste, welcher bis 1395 regierte, war ein gar frommer und biederer Bürger aus dem Rathe von Bern, Peter Balmer.

Im Jahr 1628 wurden in Nidau, so wie in Biel, eine Menge Weibspersonen, selbst Frauen und Töchtern aus angesehenen Häusern, welche im Rufe der Hexerey standen, verbrannt oder ersäuft. Es ist traurig in den Jahrbüchern aus dieser Zeit dergleichen Verirrungen des menschlichen Geistes und solche grausame Urtheile über Irrgeführte und Betrogene zu lesen, aber noch trauriger ist es, daß mehr als zweihundert Jahre später, in unserer Zeit, noch der Glaube an verhextes Vieh und bezauberte Kinder unter unserm unwissenden Landvolke nichts seltenes ist; daß es Leute giebt, die nicht nur bey Quacksalbern, Wunderdoktoren, Afterärzten und Urinbeschauern, sondern sogar bey Capucinern Hülfe suchen, wenn es blaue Milch giebt, oder etwas ab Handen kommt, oder ein Stück Vieh krank ist, oder wohl gar vermeynte Teufeleyen in schwarzen Hühnern, Katzen und Ziegenböcken spucken, in welche die armen alten Weiber sich verwandeln sollen; dergleichen, mehr als heidnischer, Aberglaube noch in unsern Zeiten wahrzunehmen, ist wohl sehr betrübend und zwar um so betrübender, als der Unglaube dagegen bey unserm Volke in andern Dingen zunimmt und Rohheit und Lasterhaftigkeit allgemei-

ner werden, wenn nicht durch ein besser eingerichtetes Schulwesen, das in manchen Dorfgemeinden so nöthig ist, abgewehrt und der Verthierung und Versunkenheit Einhalt gethan wird. Das Städtchen Nidau selbst hat sehr wohlbestellte Schulen; in der neuern Zeit ist durch die Gründung einer Bibliothek für die Volkslehrer dieses weitläufigen Amts, durch die Schulmeister- und Gesang-Vereine, welche in Nidau statt finden, so wie durch die Handwerksschulen in Biel, an welchen auch viele Schulmänner Antheil nehmen, ein Anstoß für die bessere Bildung des Volkes gegeben worden, der, wenn der erste heilige Eifer nicht erkaltet, wohlthätig auf das gegenwärtige und künftige Geschlecht einwirken kann. — Aehnliche Büchersammlungen, welche zweckmäßige Schriften über das Schul- und Erziehungswesen, so wie über Volksbildung enthalten, sind in dem nahen Erlach und Büren ebenfalls gegründet worden; die Pastoral-Versammlungen dieser Aemter machen es zu einer Angelegenheit ihrer monatlichen persönlichen Unterhaltungen — diese Anstalten immer mehr zu vervollkommnen und wirksamer zu machen; — von dem Kirchenrathe wird durch bedeutende Beyträge der Ankauf von Büchern erleichtert, so daß, wenn die Orts-Behörden und Vorgesetzten, was in vielen Gemeinden noch fehlt, das ihrige auch beytrügen, gewiß bald ein höheres Geistesleben im Volke angeregt würde. Nidau selbst hat das Reformationsfest vom Jahr 1828 durch den Bau einer neuen Töchterschule und durch die Gründung einer Stadtbibliothek verherrlicht; schon seit mehrern Jahren ist auch durch die eingeführte Ersparnißkasse eine bedeutende schöne Summe angelegt worden.

Nidau ist im Ganzen ein wohlhabender Ort; der Waarentransit giebt Verdienst und erhält ein regsames Leben; sonst hat der Ort, ungeachtet seiner Lage an einer Land- und Wasser-Straße, die ihm alle Vortheile eines Stappelplatzes gewährt, außer der Salzablage, wenig Gewerbsamkeit und weder Fabricken noch Manufakturen von Bedeutung; die Bürger haben bey ihrem Kleinhandel, ihren Handwerken und Gewerben, noch Wein- und Feldbau mit etwas Viehzucht; Korn wird wenig, dagegen desto mehr Gemüse aller Art gepflanzt; an Mattland fehlt es auch nicht. Zur Verschönerung des Orts und der Gegend ist in den neuern Zeiten auch durch Partikularen viel gethan worden; gegen den See hin ist durch Erhöhung des Erdreichs bedeutend Land gewonnen und zwischen dem Städtchen und Schloß, nahe bey der Amtschreiberey, eine der reizendsten Anlagen. Die Lengmatt und Port haben freundliche Landhäuser; an der Halde nach Bellmont liegt seit einigen Jahren der Friedhof von Nidau mit seiner Capelle, welche ein einfaches Denkmahl ehelicher Zärtlichkeit und einige schöne Glasmahlereyen schmücken. Die Landstraße nach Biel ist eine fortlaufende Allee von Pappelbäumen, und wer den Fußpfad längs der Ziehl und dem Seegestade einschlägt, der findet zwischen den beyden Süß-Canälen, ehe er in die hohen Schattenwölbungen des Pasquarts am Fuße des Jura eintritt, ein Ruheplätzchen und eine Aussicht, wie es wenige giebt. — Alles aber übertrifft die unvergleichliche Höhe von Bellmont, jenseits Nidau an der Straße nach Bern.

So reich und schön, so mannigfaltig und reizend diese Gegend auf einem Flächen-

raum von kaum einer Geviertstunde ist, so fehlt doch noch die Fortsetzung und Vollendung des Werks, das erst mit dem neuen Süß-Canal begonnen hat, noch ist die Ziehl und Aare in ihre Schranken zu weisen, dann erst ist diese Gegend beruhigt und ihre paradiesische Natur gesichert.

11.

Des Enkels Warnung.

Ein Vater übergab seinem Sohne das Gut und verdingte sich an seinen Tisch; der Vater aber, vom Schlage gerührt, wurde schwachsinnig und konnte vor Zittern kaum den Löffel zum Munde führen. So befleckte er denn gewöhnlich das Tischtuch, und der undankbare Sohn verwies ihn vom Tisch auf die Ofenbank, wo der unglückliche Greis, seinen Teller auf den Knieen und den Kopf über den Teller haltend, die ihm gereichte Speise verzehrte. Zwar fühlte er bei seiner Geistesschwachheit die Erniedrigung nur wenig, doch mochte ihm manche Jammerthräne in den irdenen Teller träufeln.

Einmal fiel ihm dieser vom Knie und zerbrach. Da fuhr ihn der unmenschliche Sohn mit den Worten an: Euch muß man künftig das Essen, wie den . . . in einem Troge vorsetzen! — und wie gesagt so geschehn. Er höhlte ein Stück Holz wie einen Trog aus, und in diesem bekam der alte Vater seine Suppe. Vergebens bat ihn seine Frau, die schmähliche Behandlung des Alten nicht so weit zu treiben. Der Wütherich meinte, das fühle der schwache Mann nicht.

Kurz darauf arbeiteten Zimmerleute vor seiner Thüre, und sein ältester Sohn, ein Knabe von etwa 6 Jahren, machte sich Kurzweil mit einem kleinen Handbeil, indem er emsig in einen daliegenden kleinen Klotz hackte. Der Vater sah es und fragte: was willst du denn da machen? — „Ein Trögelchen für dich, wenn ich einmal Herr werde!“ versetzte der Knabe ganz unbefangen; dem Vater aber fuhr es wie ein Dolchstich durchs Herz. Im Geiste sah er schon Gottes Strafgericht, durch des Sohnes Hand, über sich kommen! Er ergriff den Eßtrog, spaltete ihn in Stücke und warf ihn ins Feuer; den zitternden Greis aber rief er an seinen Tisch zurück und gab von nun an dem Söhnchen ein besseres Beispiel.

12.

Die Gewohnheit.

Der Herr Pfarrer zu Grünendorf raucht auch Taback. Aber wenn jemand in Geschäften zu ihm kommt, so legt er die Pfeife weg, und giebt Antwort. Nun kommt der Peterli zu ihm, hat das fingerslange Pfeifli im Maul, und raucht drauf los, daß die Wolken dem Herrn ins Gesicht fuhren, und stanken ärger als ein Mutthaufen. Peter, sagte der Herr ganz freundlich, thut eure Pfeife weg bis ihr fertig seyd, wenns euch lieb ist! Heh! sagt der unhöfliche Peterli, es ist so my Gwohnheit! und raucht fort. Und der Herr sagt: und meine Gewohnheit ist solche unhöfliche Leute vor die Thür zu thun! Und Peterli ward hinaus geführt und hat nun wohl gemerkt, daß seine Gewohnheit nicht an allen Orten gut ist. — Merks wen's trift!

13.

Apropo! Vom Taback.

Es ist eine sonderbare Sache, wie manchmal ein Ding im Anfang so ungerne gesehen, und nachher doch allgemeine Gewohnheit wird. Das Tabackrauchen ward, wie es scheint, von den Wilden in Amerika zuerst vorgenommen, und kam erst späther in unsern Welttheil. Da schien es aber vielen Leuten gar abscheulich, und es meynten viele, es sey sogar sündlich, Rauch aus dem Maule zu blasen; das gleiche dem ††† Teufel. So ward denn das Tabackrauchen männiglich bey ein Pfund Buß verboten, unter dem Namen: das abscheuliche Taback-Trinken! Späther ward das Verbot erneuert, und auch auf das Schnupfen ausgedehnt. Späther ward es gegen Erlag von ein Pfund erlaubt. Aber die Sache nahm immer überhand. Jetzt ward verbote an gefährlichen Orten zu rauchen. Dann ward nur der fremde Taback verboten. — Späther ward von dem gepflanzten der Zehnden auf sechs Jahre nachgelassen. Endlich sogar eine Anweisung zum Pflanzen in Druck gegeben. Und jetzt — ist bald in jedem Dorfe eine Fabricke von — Stinkkraut.

14.

Die Schneiderprobe.

Ein reicher fremder Herr kam auf eine Zeit in eine kleine Stadt, und ließ sich daselbst haushäblich nieder. Da leckten nun schon alle Handwerker das Maul nach ihm und seinen Batzen, und kam einer um den andern, sich um Arbeit zu empfehlen. So kamen einmal auch zugleich zwey Schneidermeister. Meister Flink, ehrsamer Bürger, ganz einfach angethan, stand bey der Thüre still. Herr Fax aber hatte sich stattlich herausgeputzt, damit der Herr sehe wie er die Mode versteht, und wie er in Paris gearbeitet u. s. w. Und er trat mit leichtem Schritte weit vor ins Zimmer, und schwatzte von seiner Kunst wie eine Aelster. — Da besah der Herr eine Zeit lang die Beiden, und sprach dann: Da ist mir eben ein Knopf von der Weßte gesprungen, sey doch einer so gut, und nähe mir den wieder an. Da entschuldigt sich Herr Fax, daß er keine Nadel bey sich habe, solche Kleinigkeiten auch nur durch seine Lehrbuben machen lasse. Meister Flinck aber zog Nadel und Faden hervor, nahte sich ganz ehrerbietig, wenn sie erlauben, sprach er, und nähte flugs den Knopf an. Da sagte der Herr: Er, Meister, soll für mich arbeiten, denn ein Schneider, der sich der Nadel schämt, taugt nicht.

15.

Das gute Gedächtniß.

Es war einmal ein reicher Müller, der lag gar übel krank, und wäre gar ungern gestorben. Ob das war, weil er viel Geld hatte, oder weil er ein Müller war, das weiß ich nicht. Und als der Pfarrer ihn fleißig besuchte, sagte der Müller einmal: „O Herr Pfarrer! Wenn ich wieder gesund werde, so will ich euch gerne mein Reitpferd verehren.“ Und das war gut. Aber als der Müller wieder gesund war, vergaß er den Pfarrer und was er ihm

versprochen hatte, und das war nicht gut. Im Sommer darnach soll der Müller Kindstaufe halten, und das war schon gut. Aber als er bey der Pfrundscheuer vorbeireitet, macht das Pferd linksum, und will absolut in den Pfrundstall, und das war auch gut. Und der Pfarrer sagt: „Meister Müller, nichts für ungut! Euer Pferd „hat ein besseres Gedächtniß als ihr selber.“

16.

Wie ist das gemeint?

Vielleicht kennt der geneigte Leser den versoffenen Ludisami, der zuerst als Schreiber und Schuldenbot alle Leute anschmierte, dann von der Feder verstoßen wurde, im Geldstag Viele verlurstig machte, und seither nur vom B'scheißen und Betriegen lebt. — Der saß einmal hinter seinem Branntenwein, als ich eben in das Wirthshaus kam. „Heh du tusigs schießige Lugner, sprach er zu mir, welches ist die verf . . . tiste Lüge die du weist? Sag mir sie!“ — Ich aber sagte: „Ei, ei Ludisami! Verirr dich nicht! Einem so ehrlichen, braven, allgemein beliebten und angesehenen Mann wie du einst warest, noch jetzt bist, und wohl auch immer bleiben wirst, wer dürfte dem eine Lüge sagen!“ — Und der Sami, dem der Branntwein schon den Verstand verschwemmt hatte, fragte: Aha! Aha! Wie ist das gemeint?

17.

Wie kommt man zu Geld und Gut.

Durch Arbeit, Müh' und Schwitzen,
Nicht müßig faules Sitzen,
Durch Sparen und durch Hausen,
Nicht Fressen, Saufen, Schmausen;
Durch mühsam Strapaziren,
Nicht müßiges Spazieren;
Durch Fasten, Beten, Wachen,
Nicht Schlafen, Fluchen, Lachen;
Durch Hoffen und durch Warten,
Nicht Würfel, Spiel und Karten;
Durch Hobel, Axt und Hammer,
Nicht Klage und nicht Jammer;
Durch Haue, Karst und Pflug,
Nicht Flasche, Glas und Krug;
Durch Pflügen, Graben, Schanzen,
Nicht Jubeln, Lärmen, Tanzen;
Durch einfach stilles Wesen,
Nicht Scharabank und Schesen;
Durch Karren, Führen, Spetten,
Nicht Lotterie-Billeten!
Durch Klugheit, Fleiß und Muth,
Kommt man zu Geld und Gut.

18.

Lobrede auf das Geld.

Du Geld bist eine Kupplerin der Hölle; ein Fallstrick der Seele; eine Kette des Satans; ein Gift der Tugend; ein Mörder der Liebe; ein Untergang aller Ehrbarkeit; eine Verblendung der Gerechtigkeit. Eine Wurzel bist du, aus welcher alles Uebel wachst; ein Zunder von dem manches Feuer entsteht; eine Mutter die alle Laster gebiert. Ein Erz bist du aus dem die ärgsten Erzschelmen gemacht werden; ein Meer auf dem die Unschuld Schiffbruch leidet; eine Schlange die viele Millionen Menschen zu Tode beißt. — O du verwünschtes Geld! Wegen deiner thut man liegen und kriegen, laufen und raufen,

Denkmal zu Fraubrunnen.

weinen und greinen, klagen und schlagen, meiden und leiden; wegen deiner, ohne Zweifel, fahren viele Leute zum Teufel. — Im Heirathen schaut man meistens auf das Geld. Er ist dumm — schadt nichts, aber reich! Sie ist krumm — schadt nichts, aber reich! Er ist schmutzig — schadt nichts, aber reich! Sie ist trutzig — schadt nichts, aber reich! — Bey dem Geld ist fast immer ein Eisen, ein Reibeisen oder ein Zankeisen. Bey dem Geld ist fast immer eine Nuß, Aergernuß oder Betrübnuß.

O Geld! Du arger Dieb!
Und bist doch der Welt so lieb.

Abraham von Sancta Clara.

19.

Denkmal zu Fraubrunnen.

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

Nicht weit von Fraubrunnen, einem Dorfe 3½ Stund untenher Bern, an der Straße von Solothurn, steht neben einer schönen Linde ein Stein, 10′ 4″ hoch, auf dessen einer Seite eine lateinische Inschrift ist, deren Inhalt der über die sogenannten Gugler von den Bernern erfochtene Sieg ausmacht. Auf der andern Seite steht folgende Inschrift, die jedoch nicht eine Uebersetzung der lateinischen ist:

Tausend dreihundert siebenzig und fünf Jahr,
Auf Sanct Johannes-Tag, der um Weihnacht war,
Zu Fraubrunnen ward durch die von Bern vertrieben,
Das englisch Heer, davon achthundert todt geblieben,
Die man in diesem Land die Gugler hat genennt,
Auch darin noch viel mehr zerschlagen und getrennt.
Der Herr, der diesen Sieg aus Gnaden hat beschert,
Sey darum ewiglich gepriesen und geehrt.

Diese Gugler waren meist Engländer, die ihren Namen von den Gugelhüten oder spitzigen stählernen Sturmhauben erhalten hatten, die sie trugen. Sie waren unter ihrem Anführer, Ingelram von Coucy, einem französischen Edelmanne, aus Frankreich ins Elsaß und von da in die Schweiz gedrungen, um dem Herzog von Oestreich das Heirathsgut mit Gewalt zu nehmen, das dieser der Mutter jenes Edelmanns schuldig war. Leopold, der Herzog von Oestreich, glaubte sich zu schwach dem Coucy, dessen Schaaren sich auf 6000 Mann beliefen, entgegen zu treten. Er verwüstete daher das Land, damit der Feind keine Nahrung finde und floh verzweiflungsvoll. Coucy drang nun ungehindert vor, verlegte sein Hauptquartier nach St. Urban und vertheilte sein Heer in mehrere Abtheilungen. Diese plünderten und brandschazten, vom Mangel gezwungen, das ganze Land vom Jura bis an Berns Thore, welches endlich das Volk zur Verzweiflung und zum Widerstande brachte.

Bei Buttisholz im Canton Luzern wurden von 600 Entlibuchern etwa 3000 Engländer, die sich unbesorgt in ihrem Lager der Ruhe überließen, plötzlich mit großem Geschrey angegriffen, etwa 300 getödtet und die übrigen in die Flucht geschlagen. Die Schweizer machten eine große Grube, in welche die Erschlagenen

geworfen wurden, der Hügel, unter dem sie liegen, heißt noch jetzt der Engländer-Hubel. Dieß war das Zeichen zur allgemeinen Ermannung gegen die Fremdlinge, denn von nun an erfolgten mehrere Anfälle auf sie, alle aber des Nachts, wo Viele vor Wenigen erschrecken und keine Kriegskunst hilft. So wurde von dem Volk im Seeland eine Abtheilung der bey ihnen hausenden Gugler in ihrem Lager zu Ins, als die Finsterniß über der Gegend lag, überfallen und großentheils niedergemacht. Eine andere Rotte, die sich des zwischen Hindelbank und Krauchthal gelegenen Klosters Hettiswyl bemächtigen wollte, wurde von den Einwohnern der Gegend, die sich mit Dreschflegeln, Gabeln und andern Werkzeugen in der Eile bewaffnet hatten, so tapfer empfangen, daß sie erschrocken über die schrecklich drohenden Mordinstrumente die Flucht ergriff. Besonders zeichneten sich hiebey die Weiber, welche zuerst zu den Waffen griffen, so aus, daß ihnen eine Matte gegeben wurde, deren jährlichen Ertrag sie noch bis auf diesen Tag zu einer Mahlzeit verwenden. Doch der Hauptschlag geschah zu Fraubrunnen, wo eine große Schaar Gugler eben da, wo jetzt die Denksäule steht, sich gelagert hatte; ein Theil davon nebst den Anführern hatte das im Jahr 1264 gestiftete Nonnenkloster bezogen. Hier langten die Berner am 27. Dezember 1375 früh in aller Stille an. Die Vorausgeschickten brachten bald Nachricht, alles sey ruhig, selbst keine Wache zu erblicken. Jezt stürmten sie auf einmal mit gräßlichem Geschrey: „Hier Bern, hier St. Vincenz“ in den Hof und an alle Eingänge des Klosters. Aufgeschreckt aus dem Schlafe eilten die Engländer zu den Waffen, und es erhob sich der fürchterlichste Kampf, kein Plätzchen im Hause blieb frey davon. Man schlug sich in den Gängen, in der Kirche: Das ganze Gebäude erzitterte von den donnernden Stimmen der erhitzten Krieger, von dem Gerassel der Rüstungen, von den fürchterlichen Streichen, die Helm und Kopf zerschmetterten. Durch diesen Lärm wurden auch die Gugler draußen im Lager aufgeweckt und kamen den Ihrigen zu Hülfe. Schon lagen im Kreuzgange, wo der Streit am heftigsten war, Hunderte von Erschlagenen über einander, dennoch gab kein Theil nach. Endlich, da die Feinde nicht weichen wollten, zündeten einige Berner das Kloster an, die Engländer mußten heraus, wenn sie nicht verbrennen oder vom Rauch ersticken wollten. Sie wurden getrennt, theils niedergehauen, theils in die Flucht geschlagen. Das ganze Lager wurde den Bernern zur Beute, in welchem sich kostbare Geräthe, prächtige Rüstungen, auch mehrere Streithengste befanden. Sobald kein Gegner mehr zu erblicken war, machten sich die Berner auf den Weg nach Haus. Herrlich war ihr Einzug in die Stadt; alles strömte zusammen die schrecklichen Engländer, die man als Gefangene brachte, zu sehen.

Als Coucy eine Niederlage nach der andern vernahm, als er sah, wie der Hunger in dem ausgezehrten Lande immer mehr überhand nahm, als er erwog, daß die schon jetzt unerträgliche Kälte noch steigen könne, zog er mit seinen Rotten wieder über den Hauenstein zurück.

Ueber den Stock.

Der Bote hörte letzthin einem Gespräche zweyer Schullehrer zu, die über die Nutzbarkeit des Stockes in der Erziehung und besonders in der Schule mit einander stritten, und will nun versuchen, die angeführten Gründe für und wider, so gut sein altes Gedächtniß es ihm erlaubt, seinen Lesern mitzutheilen. Zuerst die Gründe für den Stock, welche der Eine vorbrachte, aber oft mit gelehrten Brocken so durchspickte, daß es den Boten bedünkte, das Recht sey nicht auf seiner Seite, weil er, wie die Agenten, die eine schlechte Sache zu vertheidigen haben, sie in viele dunkle unverständliche Worte einhüllen mußte, und zuweilen so sprach, daß man nicht wußte, ob es Spaß oder Ernst war.

Erstlich, fieng er an, ist der Stock so alt, als die Welt, hiemit legitim, und man macht sich der Empörung schuldig, wenn man sich gegen denselben auflehnt, oder ihn wohl gar von seiner wohl erworbenen Herrschaft verdrängen will. So lange die Welt steht, ist geprügelt worden, hiemit ist uns der Stock so nöthig, als das tägliche Brod. Die Bibel empfiehlt ihn schon. „Beuge dem Knaben, sagt Jesus Sirach, den Hals! Bläue ihm den Rücken, weil er noch jung ist.“ In Salomo's Sprichwörtern heißt es: „Ein Vater, der die Ruthe schont, haßt seinen Sohn; wer ihn aber lieb hat, der züchtigt ihn.“ Einer unserer berühmtesten Dichter läßt den Wachtmeister einem Rekruten zurufen:

„Sieht er, hier in diesem Rock,
Trag ich meines Kaisers Stock.
Alles Regiment, wie wir wissen,
Von dem Stock hat ausgehen müssen;
Und das Scepter in des Kaisers Hand
Ist ein Stock; das ist Allen bekannt.“

Der älteste Dichter der Welt, ein griechischer Heide, der zur Zeit des Salomo gelebt haben soll, nennt die Könige Scepertragende, wie aber ein solcher Scepter beschaffen gewesen sey, ergiebt sich aus dem Umstande, daß einer jener Könige einem guten Freunde, der ihm die Wahrheit sagte, eine gar blutige Schwiele über den krummen Höcker zeichnete, und ihm so auf einmal das lose Maul stopfte. Doch haben wir auch neuere Beyspiele, daß der Stock die Welt regiere. Peter der Große prügelte seine Räthe wie seine Schreiber, seine Generale wie seine Soldaten, seine Edelleute wie seine Bauern, und dennoch erhob sich unter ihm sein Reich zu einem mächtigen Koloß. Und wo waren wohl die Stockschläge mehr eingeführt, als bey dem preußischen Heere, und zwar unter Friedrich dem Zweyten, wo es die herrlichsten Siege erkämpfte. Das freyeste Volk der Erde, die Engländer, die mit einer Art Verachtung auf uns Landratten herabsehen, beugt sich vor dem gefürchteten Stock. In allen nicht ganz der neuesten Mode huldigenden Kupferbüchern wird der Schulmeister mit einem tüchtigen Stock in der Hand abgemalen. So wie man einen Zimmermann an dem Winkelmaße und Beile, einen Kleiderverfertiger (um mich gebührender Maßen des neuen Kunstausdrucks zu bedienen, die sich die Ehrende Schneiderzunft beygelegt hat) an Scheere und Bügeleisen erkennt, so ist der Lehrer kenntlich am Stock.

Zweytens giebt der Stock dem Lehrer Ansehen. Es ist eine wahre Bemerkung, daß die Kraft am ersten die Geister regiert. Bonaparte mag als Beispiel dienen. Hätte er nicht die Zügel des Regiments mit starker Hand gehalten; wie hätte es ihm gelingen können, ein Volk, welches für die Freiheit das Blut eines edeln Königs versprizt hatte, unter das eherne Joch des Despotismus zu bringen. Nun soll ein Schulmonarch zwar kein Bonaparte seyn, aber kräftig will die Jugend regiert werden, wenn sie gedeihen soll. Wo der Stock verständig gebraucht wird, da findet man in der Regel Fleiß und Ordnung. Wo hingegen ein weichherziger Lehrer mit eitel honigsüßen Ermahnungen regiert, da sieht es bös aus. Die liebe Jugend ist in der Regel nicht weichherziger Natur, und das rasche Blut, welches in ihren Adern circulirt, läßt sich durch blosses Predigen nicht abkühlen. Man muß sich wundern, wenn Einige klagen, daß die häusliche Erziehung hin und wieder so miserabel ist. Die Haselstauden werden nicht benutzt, das ist die ganze Geschichte. Ob die Eltern sie deßwegen nicht plündern wollen, damit ihren lieben Kindern reichlicher Nüsse zuwachsen, oder welche andere Gründe sie dazu haben können, überlasse ich der Erörterung derjenigen, welche weiter sehen als ich. Aber der ächte Schulmeister soll sich aller Scheu vor den Haselstauden enthalten; die Natur scheint sie nun einmal zu Erziehungsstauden bestimmt zu haben, darum schneide er sich getrost seinen Scepter aus ihnen zurecht, und regiere damit ernst und verständig, und der Respekt der Jugend wird ihm nicht fehlen.

Der Bote bricht hier ab, um zu erwarten, ob etwa ein Schullehrer ihm diese Meynung des Gregorius Schlagzu schriftlich widerlegen wolle, die er dann im nächsten Jahr seinen Lesern mittheilen würde.

21.

Ueber die Mobiliar-Assekuranz.

Eine gute Sache, ein Rettungsmittel gegen die größten Gefahren, wird oft sehnlich gewünscht. Alle sagen: ja! das wäre nöthig, das wäre nützlich, das wäre schön, gut und heilsam, und ist die erwünschte Sache da, so giebt es eine Anzahl Kluge, die sie alsobald zu benutzen wissen, Andere die sich diese Benutzung schwieriger vorstellen als sie es ist, und nicht mit der Frage bemühen mögen, wie geht das zu? Andere denken: Morgen wird es früh genug seyn; aber Morgen ist es nicht früh genug, das Unglück tritt in der Nacht ein, das Rettungsmittel ist nicht bey der Hand — und da wird mit Verzweiflung, aber zu spät, die Vernachläßigung der Vorsichtsmaßregel bereut. — Eine schöne, in menschenfreundlichem Zweck gebildete Anstalt steht nun da, um Rettung anzubieten, allen denen die in Gefahr stehen, durch den Verlust ihres Mobiliar-Eigenthums ihr ganzes Vermögen oder einen Theil desselben vernichtet zu sehen. Diese Anstalt ist die von den hohen Regierungen genehmigte „schweizerische gegenseitige Mobiliar-Versicherungs-Gesellschaft gegen Brandschaden.“ — So wie die Häuser-Assekuranz den Besitzern von Gebäuden die Wohlthat darbietet, den Werth derselben gegen den Verlust durch Feuer zu versichern, so bietet nun die Mobiliar-Assekuranz allen Besitzern von Fahrnissen (Fahrhabe) die Möglichkeit dar, auch diese Fahrnisse gegen die

gleichen Gefahren versichern zu lassen. — Der Pächter, dessen oft schwer und langsam erworbenes Vermögen einzig in Landeserzeugnissen, Viehstand, Landgeräthschaften und Hausrath besteht; der Landbauer, der in seinen Häusern, Scheunen und Stallungen oft einen größern Werth besitzt als die Gebäude selbst werth sind; die Wittwe mit ihrer Familie, deren ganzes Vermögen in Fahrhabe besteht; der Gewerbsmann, dessen Handwerksgeräthschaften und Material-Vorräthe das ganze Vermögen ausmachen; in einem Wort, alle diejenigen, welche Hausrath, Kleider, Landeserzeugnisse aller Art, Vieh, Acker und Landgeräthschaften, Handwerksgeräthschaften, Waaren ꝛc. besitzen, können diese Gegenstände bey der schweizerischen Mobiliar-Versicherungs-Gesellschaft gegen Feuerschaden versichern lassen. Vermittelst einer solchen Versicherung, für welche sie einen geringen jährlichen Beitrag bezahlen, ist ihnen, im Fall eines Brandunglücks, eine vollständige Vergütung ihres erlittenen Schadens zugesichert, und sie sind nicht mehr in Gefahr das Elend zu erleben, ihren Wohlstand auf einmal durch die Flammen vernichtet zu sehen, und die oft ermüdete Barmherzigkeit Anderer anrufen zu müssen. Durch die Versicherung des Mobiliar-Eigenthums erhält dasselbe auch einen gesicherten Bestand, den es bis jetzt nicht hatte — und der zum Credit des Besitzers beyträgt. Die Landes-Erzeugnisse, der Viehstand u. s. w. welche Jemand, z. B. ein Pächter, besitzt, erhalten durch die Versicherung gegen Feuerschaden eine Gewährleistung und eine unterpfändliche Sicherheit, die er nun, eben so gut wie der Besitzer eines versicherten Hauses, Allen denen anbieten kann, von denen er Credit zu erwarten oder zu wünschen hat.

Dieses sind die Vortheile, dieses sind die Wohlthaten, an denen jeder Besitzer von Mobiliar-Vermögen theilhaftig werden kann, wenn er der schweizerischen Versicherungs-Gesellschaft beitritt. — Um beizutreten, hat man sich lediglich bei den in jedem Amtsbezirk bestellten Agenten der Gesellschaft zu melden und denselben auf einem dazu eingerichteten Voranschlagsblatt anzumerken, was für Gegenstände man versichern will, und zu welchem Werth. — Z. B. so viel an Heu, so viel an Korn, so viel an Hausrath, so viel an Waaren, so viel an Vieh ꝛc. — Für das zu versichernde Mobiliar werden die jährlichen Beiträge, je nach der mehrern oder geringern Gefährlichkeit der Gebäude bestimmt, in denen sich die Gegenstände befinden, und der den Statuten beigefügte Tarif enthält deshalb die nähern deutlichen Bestimmungen. — Die Gebäude sind in 7 Classen eingetheilt, und so bezahlt das darin befindliche Mobiliar folgende jährliche Beiträge, nämlich: In einem Gebäude der ersten Classe, von Stein erbaut, mit Ziegel oder Schiefer bedeckt, ein halbes von 1000. (5 Btz. für 1000 Franken.) — In einem Gebäude der zweiten Classe, von Rieg erbaut und mit Ziegel bedeckt, $\frac{3}{4}$ von 1000. ($7\frac{1}{2}$ Btz. für 1000 Fr.) — In einem Gebäude der dritten Classe, von Holz erbaut und mit Ziegel bedeckt, 1 von 1000. (10 Btz. für 1000 Fr.) — In einem Gebäude der vierten Classe, von Stein erbaut mit Holz bedeckt, $1\frac{1}{4}$ von 1000. ($12\frac{1}{2}$ Btz. für 1000 Fr.) — In einem Gebäude der fünften Classe, von Rieg oder Wickel erbaut, mit Holz bedeckt, $1\frac{1}{3}$ von 1000. (15 Btz. für 1000 Fr.) — In einem Gebäude der sechsten Classe mit Stroh bedeckt 2 vom 1000. (20 Btz. für 1000 Fr.) — Für Mobiliare, welche sich in Gebäuden befinden, die zur siebenten Classe gehören, und

als Fabriken einer größern Feuersgefährlichkeit ausgesetzt sind, bestimmt die Central-Verwaltung sowohl die Aufnahme als die Beiträge nach einem besondern Tarif.

Wenn die im Laufe des Jahres zu bezahlenden Verwaltungskosten und Entschädigungen geringer sind, als der Ertrag der jährlichen Beiträge, so werden die Ueberschüsse auf das kommende Jahr übergetragen, und es wird aus denselben ein Vorsichts-Fond gebildet, der bestimmt ist zur Deckung nachheriger Verlüste beyzutragen. In den Jahren jedoch, wo die oben festgesetzten Beiträge nicht hinreichen würden, um die erlittenen Feuerschäden vollständig zu decken, kann die Gesellschaft einen nachträglichen Beitrag von ihren Mitgliedern fordern. Dieser Nachtrag darf aber den ersten Beitrag niemals übersteigen und ist nur am Ende des Versicherungs-Jahres zahlbar. Er soll auch nur nach Bedürfniß, theilsweise oder ganz eingefordert werden. — Die Anstalt hat sich bereits über 18 Cantone der Schweiz ausgedehnt, und das mit jedem Tag zunehmende, von ihr versicherte Capital stieg schon den 1. Juni 1829 über 34 Millionen Schweizer-Franken. — Beinahe in allen theilnehmenden Cantonen sind bereits eigene Verwaltungen gebildet, welche mit der Central-Verwaltung in Verbindung stehen, und die Interessen der Gesellschaft mit Thätigkeit, Umsicht und gemeinnützigem Eifer leiten. — Ein durch Aktien gebildeter Hülfs- und Garantie-Fond ist dazu bestimmt, der Gesellschaft die nöthigen Vorschüsse zu machen, um die erlittenen Verlüste vollständig zu vergüten, wenn die bloßen Versicherungs-Beiträge der Gesellschaft nicht dazu hinreichen möchten. — Auf den 1. Juli 1829, bestuhnd dieser Fond, welcher sich auch stets vermehrt, aus 1100 unterzeichneten Aktien, (die Aktie zu 200 Frk.) und bildet also für die Gesellschaft eine für den Fall des Bedürfnisses verfügbare Summe von 220,000 Frk. Auf obigem Zeitpunkt, als dem Anfang des vierten Versicherungs-Jahres, hat die Gesellschaft eine Summe von 60,000 Frk., für die seit ihrem Entstehen (in drey Jahren) erlittenen Brandschäden, ihren Mitgliedern vollständig vergütet und bezahlt. — Diese Leistungen mögen am ersten von der Wohlthat einer solchen Anstalt und von der getreuen Erfüllung ihrer übernommenen Verpflichtungen zeugen:

1) Daß man der Gesellschaft zu jeder Zeit beitreten kann.

2) Daß die Beiträge nach Verhältniß der Zeit bezahlt werden, für welche man die Versicherung, vom Tage des Beitritts an, bis zum Ende des Versicherungs-Jahres, zu genießen hat.

3) Daß die Gesellschaft auch diejenigen Beschädigungen vergütet, welche bey einer Feuersbrunst durch das Wasser oder durch den Drang der Umstände verursacht werden.

4) Daß die Gesellschaft sowohl denjenigen, welche sich durch Rettung versicherter Gegenstände auszeichnen, als auch den Wasserspritzen, die durch ihre Herbeieilung am ersten Dienste geleistet haben, Belohnungen ertheilt.

Aus allem oben Angeführten, wird nun ein Jeder selbst beurtheilen können, wie glücklich es für unser Vaterland ist, eine solche ganz aus gemeinnützigen Absichten gestiftete Anstalt aufblühen und gedeihen zu sehen, und die so wesentlichen Vortheile genießen zu können, welche dieselbe jedem Beitretenden vermittelst einer geringen jährlichen Beisteuer darbietet. So wie auch die Anstalt in

der ganzen Schweiz mit jedem Tag an Kraft und Ausdehnung gewinnt und durch die Dauer der Versicherungen, welche allgemein stets auf 5 Jahre abgeschlossen werden, eine große Festigkeit erlangt, werden die Vortheile derselben für ein jedes Gesellschaftsglied größer und fühlbarer werden, denn es ist leicht zu berechnen, daß, da wo viele Tausende beitragen, ein Verlust, unter welchem Wenige erliegen müßten, leicht und ohne Anstrengung ertragen und vergütet werden kann. — Welcher ächte Schweizer würde sich nicht auch über das Gedeihen einer National-Anstalt erfreuen, deren erster und großer Vortheil sich schon daraus ergiebt, daß sie unserm Vaterlande diejenigen beträchtlichen Summen zurückbehaltet, welche sonst an fremde Versicherungs-Gesellschaften bezahlt werden müßten! Sehr große Summen sind bereits schon, für die früher abgeschlossenen und zum Theil noch bestehenden zahlreichen Versicherungen an fremde Gesellschaften bezahlt worden, und werden noch bezahlt, und so wie die Vortheile der Versicherung von jedem Eigenthümer stets besser eingesehen und gefühlt werden, wären auch, ohne die Stiftung der vaterländischen Anstalt, alle Versicherungen den fremden Gesellschaften immer mehr zugefallen, und erst alsdann wäre der Verlust des unsern Vaterlande dafür entgehenden Geldes äusserst beträchlich geworden.

22.

Da sieht es bös aus.

Der Bote, wenn es schlecht Wetter ist, und er nicht herumhinken mag, nimmt dann lieber ein nützliches Buch zur Hand als hinterm Ofen zu schlafen oder unnütze Gespräche mit dem Nachbar zu halten. Besonders liest er gerne Reisebeschreibungen und Zeitungen, um zu erfahren, wie es auch in andern Ländern aussieht, und da hat er schon oft bemerkt, daß, wenn es auch in seinem Vaterlande nicht überall und nicht immer so aussieht, wie es seyn sollte, es an andern Orten oft noch viel schlimmer aussieht. So hat er z. B. lezthin in einer Zeitung, die für Schulmeister bestimmt ist, gelesen wie folget:

In der Gemeine W. wollte der neu angekommene Pfarrer die Schule besuchen. Man führte ihn in eine elende Hütte, wo eine Menge Kinder zusammengepfropft, ohne alle Beschäftigung ein schreckliches Plaudergetöse machten. Der Pfarrer frägt nach dem Schullehrer. Man weist ihm einen abgemergelten Greisen, der im Bette lag. „Seyd Ihr der Schulmeister?“ — „Ja, Herr Pfarrer.“ — „Nun, was lehret Ihr denn die Kinder?“ — „Nichts!“ — „Warum denn nicht?“ — „Ey, lieber Herr Pfarrer, ich weiß selber nichts.“ — „Wie kömmt es denn, daß man Euch zum Schulmeister ernannt hat?“ — „Ach sehen Sie, Herr Pfarrer, ich war viele Jahre lang Schweinhirt, nun da ich zu diesem Dienst zu alt und sonst unvermögend bin, so hat man mich abgesetzt und mir aufgetragen, die Kinder zu hüten“.

Es hat den Boten ordentlich geschüttelt, als er dieses las. Gott Lob, dachte er, so siehts doch in unserm Vaterlande nirgends aus. Aber giebts nicht noch Gemeinden unter uns, wo der Schweinhirt besser bezahlt ist als der Schulmeister? — Nun die mögen sich in Acht nehmen, denn wenn sie der Bote auf seinen Streifzügen aufspürt, so thut er sie ohne Pardon in den Kalender.

23.

Der Streit des Wassers und des Weines.

Was singen wir für ein Lied im Reih'n?
Das Tafel-Lied vom Wasser und Wein!
Erschaffen hat Gott ja beide
zur Wohlfahrt uns und zur Freude.

Das Wasser sprach stolzirend zum Wein:
ich treibe den Hammer und Mühlenstein;
ich treibe die Schaufel-Räder;
zu Hause braucht mich ein Jeder.

Der Wein versetzte: Man pfleget mein baß;
man beherbergt mich im geräumigen Faß;
doch du bist leicht zu gewinnen;
drum läßt man im Freien dich rinnen.

Das Wasser sprach stolzirend zu Wein:
Für Angeln und Netze liefr' ich fein
hier Grundeln, dort schwere Fische
für großer Regenten Tische.

Der Wein versetzte: Mir ist man hold;
sie gießen mich in Silber und Gold;
du füllest die schlechte Cisterne;
mich trinkt man überall gerne.

Das Wasser sprach: ich habe den Preis;
ich bleiche Schleier und Linnen weiß,
auch Mäßigkeit pfleg' ich zu lehren,
und hemme dein süßes Bethören.

Der Wein versetzte: Nach Amtes Beschwer
erquick' ich die Arbeits-Müden so sehr,
daß am Abend sie fröhlich singen,
ja, gestärkt noch tanzen und springen.

Das Wasser sprach stolzirend zum Wein:
Ich wasch' und bade wohl Groß und Klein,
ja, ohne mein Säubern und Kochen
vergeht nicht Eine der Wochen.

Der Wein versetzte: „Gut! aber mein
genießen sogar die Jungfräulein,
ich weiß sie heiter zu machen,
daß sie kosen, lieben und lachen.

Das Wasser sprach stolzirend zum Wein:
Ich fließ' in alle Länder hinein,
und Schiffe trag ich im Laufe;
man braucht mich zur heiligen Taufe.

Der Wein versetzte: „Doch merke fein,
mich führt man in alle Länder hinein,
mich, der ich zum Abendmahl spende,
und tröste die Kranken vorm Ende.

Das Wasser sprach stolzirend zum Wein:
Ich strahl auf dem Grase thauig und rein;
ergoß ich nicht meine Fluthen,
dich hätten versenget die Gluten.

Da sprach der Wein: „Jetzt geb' ich dir recht;
du bist mein Herr und ich bin dein Knecht;
denn halfen nicht deine Fluthen,
mich hätten versenget die Gluten.

Das schwache Wasser gewann den Preis;
wohl finden wir bündig seinen Beweis;
doch unser Zechen-Gemeine
labt sich am goldenen Weine.

Ist aber Alles im Weine verpraßt:
so werd' ich stille des Wassers Gast;
und danke, wenn freundliche Seelen
das Wasser mit Wein mir vermählen.

24.

Briefwechsel zwischen Benz und seinem Mütti.

Benzens Brief!

Ich melde dir, liebes Müeti, daß ich am Freitag glücklich mit de Rangeren i der Gasärne angelanget bin. Dört haben Sie

dann gesagt: ich seye Starche, und ig müßi Stuckchnecht sy, und hei mi du zu einem Zwölfpfünder tha.

Gester hättist müßen lachen, wo i ha müßen helfe choche; der FuRier sagte: es sey dumm, daß d'Wyber d'Bube nicht lehren kochen, sie thüye drum alle so chrum darzu, wienig o. Morgen gehen wir auf das Wilerfeld; ig o mit dem Zwölfpfünder. Das Züseli laße ich grüße. Ist es noch geng So ne Buznärri.

Bhüti Gott, mis lieb Müeti! ich verbleibe dein getreuwer Sohn.

Bärn am 20. Heuwmonat

Im Jahr 1828. Benz Stölli.

Antwort.

Lieber Suhn.

Apperebo, es hat mich gefreüwt, zu vernehmen thun, daß du i d'Stuck cho bist. Der Gfatter Schulmeister hat gesaagt: du sollist dee Bäuweli in die Ohre thun, dzwölfpfünder chlepfi gar grüselich.

Apperebo, däich doch — vorgester am Mäntig geht üses Züseli in das Hostetli, gerade wie ich bey der Bahse gewese bin, und schüttlet das chli Pfrumenbäumli neben dem Spycher, du weist wohl, sagt mir nichts darvon, und tragt die Pfrumen mit meinen Schnizen und dem Sahmen ga Bärn z'Märit. Hast du nichts davon gehört?

Apperebo, da kommt dann ein Polizeydiener, u luegt ihm in den Chorb, grift dann eine Bfrume nach der andere, und seit ihm du: es solle mit ihm auf die Polizey kommen, und den Chorb mitnehmen. Die gange du zäme, und die Herren dört sagen ihm dann: seine Bfrume seyen alli unzeitig, es müßt sie den Bären bringen, und e Batze zale. Es hat grüselich angehalten, aber nüt, es het müße sy, und es het sie selber de Bären müße abe schütte, und die Leute haben alle jämmerlich gelacht. Und hie im Dorf lachen sie's izt o alli us, und es geschiechet ihm recht, dem Modegeuggel, denn es hat wollen es guldigs Güseli für zehen Chrüzer beym Zytgloggen chauffe, von denen, wie die Meitscheni jezt alli hey. Apperebo, b'hüiti Gott, mi liebe Benz, ich bin hoachtig

deine getreüwe Mutter
Elisabeth Stölli.

Adreße.

An den Woolehrsamen Benz Stölli,
zwölfpfündiger Stukknecht
in Bärn.

Zito, Zito. Apperebo in der Gasärne.

25.

Warnung.

Ohnlängst fand ich in einem alten Buch folgende traurige Geschichte, welche meines Erachtens verdient durch den Calender bekannt gemacht zu werden! Vielleicht gehen noch manchem blinden Vater oder Mutter die Augen besser auf!

Ein junger Knab stahl einem seiner Mitschüler ein Buch und brachte es der Mutter. Die Mutter anstatt diesen Frevel nach Gebühr zu strafen, nahm das Gestohlne ab, und lobte die Hurtigkeit des Knaben, dieser meinend wohl gethan zu haben, fuhr fort mit diesen Diebereyen,

gieng vom kleinen zum großen, und machte es endlich so arg, daß er ob einem nahmhaften Diebstahl ergriffen, eingezogen, vor Gericht gestellt, und zum Strang verurtheilt worden! Da man ihn ausgeführt, folgte dem Uebelthäter neben vielen andern auch seine Mutter mit Weinen und Heulen; als dieser junge Dieb sie erblickte, bat er um Erlaubniß, noch vor seinem Tod ein Wort mit ihr zu reden; das wurde ihme bewilliget. Da nahete er sich ihr, und biß ihr das rechte Ohr ab. Sie und andere fiengen an zu schreyen und ihn zu schelten, ob das ein Zeichen seiner Besserung seye; es seye nicht genug, daß er gestohlen, er wolle noch ein Mörder seiner Mutter werden! Darauf sagte er: Dieß habe ich gethan, allen in der Zucht nachläßigen Eltern zum ewigen Angedenken. Hätte sie mich bestraft, da ich das Buch gestohlen, so hätte ich von diesem Laster abgelassen; da sie mir aber gute Worte gegeben, und mich gelobt, bin ich ein verwegener Dieb geworden, und muß jezo diesen schmählichen Weg zum Tode gehen.

Ich halte dafür, daß diese Mutter ihren Sohn durch Mangel an Zucht zu einem gerechten Zorn gereizet. Doch wann diese Mutter keine andere Strafe als diese von ihrem Sohn hat ausstehen müssen, so ist sie noch wohlfeiler davon gekommen, als andere nachläßige Eltern, die mit beiden Ohren in die äußerste Finsterniß geworfen werden.

Liebe Eltern, wollet ihr eure Kinder nicht zum Zorn reizen, so vergesset nicht die Ruthe der Zucht. Bieget den Baum, alldieweil er jung ist.

Fürchterliche Erdbeben in Spanien.

(Siehe gegenüberstehende Abbildung.)

Nie kann der Mensch mit Gewißheit sagen: Morgen will ich dieß; übermorgen will ich das! es liegt in Gottes Hand; oft erreicht ihn das Schicksal, wo er am wenigsten daran denkt; wo er's am wenigsten erwartet. Er soll daher so leben, daß er jeden Augenblick sich vor Gottes Richterstuhl über seine Handlung verantworten kann. Eines dieser Beispiele zeigen uns die vielen, und fast ununterbrochenen Erdbeben, die sich im Laufe des Frühlings 1829 in Spanien ereignet haben, wo alle vier Elemente sich so empörten, wie die Geschichte es sehr selten in diesem Grade aufweist.

Der Anfang geschah am 21. März, in Murcia, einer Stadt in Spanien, Abends um 6 Uhr; viele Gebäude, die Kirchen vorzüglich, stürzten ein. Die Erschütterungen daurten fort, so daß am 22. die ganze Bevölkerung sich auf das freye Feld, oder auf die offnen Plätze flüchtete. Nicht weit von Murcia fiel zu Orihuella ein Thurm ein, welches Unglück 6 Personen das Leben kostete; und Torrevieya, auch eine schöne Stadt wurde in einem Augenblick zu Trümmern verwüstet. Benesuzar zwar nur zum Theil, über 100 Personen kamen dabey um. Andere Orte, wie Huerta de la Orihuella, haben ebenfalls viel gelitten, und später erhielte man Berichte, daß auch San-Fulgenei und Quardamar gänzlich zerstört wurden. Gräßlich wüthete dabey der Wind; vier Krater (feurspeyende Schlünde) öffneten sich, wo eine Stadt stand, und

Fürchterliche Erdbeben in Spanien.

warfen Lava (Feurströme) aus; aus den einen stiegen dann schweflichte Dünste aus, deren stinkender Geruch sich mehrere Stunden weit verbreitete. Andere Krater bildeten sich an andern Orten und gaben hohe Wasserstrahlen von bittersalzigem Wasser von sich. In andern Gegenden versiegten die Mineralquellen, und kamen nach mehreren Stunden, zwey Stunden von ihrem vorigen Orte entfernt, wieder zum Vorschein. Man hat den 21sten von 6¼ Uhr Abends bis 6 Uhr Morgens, in verschiedenen Gegenden der Provinz, bis 48 Erdstöße gezählt; der stärkste war der erste, er dauerte zwey Sekunden. In Almarodi fand man bey 500 Todten, die unter dem Schutt hervorgegraben wurden. Schön bewährte sich hier das Mitleiden, und die Menschenliebe, denn Hülfe erschient an die übriggebliebenen Unglücklichen, die alle ihr Hab und Gut verlohren, die Männer ihre Frauen, die Kinder ihre Eltern vermißten, aus dem ganzen Königreiche herbey. Der General-Commissair Cruzada machte eine Gabe vou 16000 Piaster, und alle Angestellten am Kriegs-Ministerium einen ganzen Monats-Sold.

Man hoffte nun im allgemeinen, daß durch die vielen entstandenen Vulkane die Natur sich ihrer Zerstörungsstoffe entladen habe; allein am 15. May fiengen die Erdstöße wieder an, und dauerten bis den 17., in welchem Zeitraum, also während dreyen Tagen, 35 heftige Erdstöße statt fanden, ohne die unbedeuternden zu rechnen. Es ist unermeßlich, wie viele ganze Städte, Dörfer, Menschen und Vieh bey diesen beyden unglücklichen Perioden verunglückten. Die Wuth der Elemente war so groß, daß selbst Flüsse aus ihren Betten traten, und ganz andere Richtungen annahmen.

Ein Augenzeuge schreibt aus der Gegend von Terzeira: Ich war eben mit meinen Arbeitern, am 21. Merz, begriffen, von unserer Landarbeit wieder nach Hause zu kehren. Die Luft war den ganzen Tag über ungewöhnlich drückend, und gegen Abend kaum mehr darin auszuhalten, besonders da sich zugleich ein schwefelichter Geruch mittheilte. Wir kamen auf eine kleine Anhöhe, da erhob sich ein ungeheurer Sturmwind, wie von oben herab, so daß er die Aeste der Bäume bis auf den Boden herabdrückte; zu gleicher Zeit entstand ein gräßliches Geräusch unter uns, gleichsam wie Donner, Hagel und Kanonenschüsse; Erde und alles darauf bewegte sich wellenförmig; im Nu riß sie da und dort in ungeheuren Spalten auseinander, Rauch und Feuer stieg aus diesen Schlünden, in die sich hier eine Stadt, dort ein Dorf versenkten, während auch andere zusammenstürzten, und Feuer und Wasser spiende Krater und Oeffnungen entstanden. (Wie dieß alles überstehende Figur getreu ausweist.) Der Verfasser macht dann noch die Beschreibung von dem grenzenlosen Elend aller der unglücklichen Geflüchteten, und schließt damit: Daß dieß eines der schönsten Länder auf Gottes Erdboden beträfe, welches kaum sich etwas von den politischen Stürmen erholt, nun durch die Natur so furchtbar heimgesucht worden seye.

27.

Eine merkwürdige Einladung.

Der Bote kennt einen Mann, der war ein Bauer, ist reich geworden, mit Gott und Ehren, wie er sagt; mit Geiz und Betrug wie andre Leute sagen. Kinder hat er keine, Gottlob, wie er sagt; denn jedes Kind hat ein offenes Maul, und darein gehört etwas, und das mag der Klaus niemand gönnen noch geben. Affeng, sagt der Schneider, Klaus ist ein Geizhals. Da hat nun seines Bruders Sohn Hochzeit gemacht, und den alten Klaus auch eingeladen, und sogar auf einem Wägeli abgeholt, und ist dem Alten der Angstschweiß auf der Stirn gestanden, daß an der Mahlzeit so viel Leute so viel geessen und getrunken haben. — Nun macht man ihm begreiflich, er der reiche Mann sollte doch einmal den Vetter auch zu sich einladen. Das that er und schrieb ihm folgenden Brief, den ich hier als ein Muster mittheile:

Gott zum Gruß, lieber Vetter Sämi! — Du hast gar viel Kosten gehabt mit dyner Frau und am Hochzeit, und werden die Leut wohl krank worden seyn von wegen dem vielen Essen und Trinken: und werden den Doktor zahlen müssen, und hätten lieber das Geld dir geben sollen in deine Haushaltung, und nit so unverschont bruchen. Und das Singen trägt auch nüt für, und macht die Leut numen durstig, daß sie mehr trinken. Und es hat mich gefreut, daß du mich auch eingeladen hast, aber die große Wurst, wo ich mitgenommen habe von der Mahlzeit, hab ich unterwegs verloren, und solltest du sie im Wochenblättli wider fordern. Und komm auf den Sonntag auch zu mir; und wenn du etwa ein Paar Maas Wein mitbringst und eine Hamme oder eine andere Wurst vom Hochzeit, so will ich dir damit aufwarten, und freut mich denn gar wohl. Der Lagotten-Wein am Hochzeit war gar gut, viel besser als der von unserm Wirth. Und kom auf den Sonntag, du kannst ja nur zu Fuß kommen oder im Pintli einstellen.

Ich verbleibe dein getreuer Götti
Klaus.

Nachschrift des Boten. Daß ich die Schreibart verbessert habe, merkt der geehrte Leser von selbst; aber das nicht, daß ich noch eint und anderes wegließ, das gar zu arg war, oder den alten Klaus verrathen hätte. Alles zusammen genommen steht in folgendem Verse:

Seid doch einmal mein Gast, Herr Split,
Ich bitte euch zu tausend Malen;
Und — bringet ihr das Essen mit,
So braucht ihr nur den Wein zu zahlen.

28.

Merkwürdige Nachricht!

(Aus einer Zeitung abgeschrieben.)

In Deutschland ward eine Dorfkirche vom Blitz angezündet, und der Thurm brannte ab. In dem Bericht darüber steht zu lesen: „Man habe, nachdem der Blitz „Nachts um 2 Uhr gezündet, zwar einen „heftigen Schwefelgeruch verspührt, aber „bey der großen Finsterniß der „Nacht das Feuer lange nicht entdecken können.“ Aber, konnten denn die guten Leute nicht eine Lanterne anzünden, um das Feuer zu sehen?

29.

Das nützliche Buch.

Es giebt wohl dieser nützlichen Bücher recht viele, mehr als der Landmann an-

schaffen und lesen kann. Da will ich euch denn eines nennen das von den allernützlichsten ist, und das wenigstens jede Gemeine für ihre Vorgesetzten kaufen sollte. Es heißt: der Lehrer im Walde, von Karl Kasthofer. So ein Wald, wo die Bäume gleichsam dem lieben Gott den Kopf entgegen recken, und die Vögelein singen, und die Eichhörnli auf den Aesten tanzen, und manches Mäuslein sein täglich Brod findet, so ein Wald ist doch gewiß eine gar schöne Schulstube. Schade daß so lange kein gescheider Lehrer d'rinn war! Da kommt nun der Herr Karl Kasthofer jedem Vernünftigen gerade recht! Und, das muß wahr seyn, er spricht von Bäumen, von ihrer Art und Natur, von ihrem Pflanzen und Wachsen, so verständlich, daß unsereins ihn perfekt begreift. Er zeigt wie viel bisher in den Wäldern gefehlt und gepfuscht worden ist, wohin das am Ende führen muß, und wie man's besser machen sollte: er sagt nebenbey so manches andere wahrhaftige und verständige Wort, daß ich einmal ihm recht tief den Hut abziehe und recht herzlich „vergelts Gott!" sage, wenn ich schon kein eigenes Holz habe, als — meine Krücke und mein Stelzenbein. Ich wollte ihm gern ein Schöplein zahlen, wenn ich zu ihm käme. Bisdahin wünsch ich ihm in seine schöne Schulstube recht viele und aufmerksame Schüler, die glauben und ihren Glauben mit ihren Werken beweisen. Und wenn das geschieht, so weiß ich wohl daß ihm das lieber seyn wird, als wenn ihm ein König ein seidenes Band ins Knopfloch schenkte. Ich kenne den Herrn zwar nicht, wird ihm wohl auch am alten Boten nicht eben viel gelegen seyn. Indessen wars von meiner Seite wenigstens ehrlich gemeint.

30.

Die gehören auch in Kalender.

In der Gemeine X. haben unlängst fünf Personen bey einem Todten gewacht. Diese verzehrten in drey Nächten zu ihrem Zeitvertrieb 24 Pfund Brodt, 10 Pfund Käs, 6 Maß Wein und 2 Maß Bäziwasser. Dieß haben sie gethan, in der Meynung, der Vogt des Verstorbenen werde Alles bezahlen. Als dieser aber keine Lust dazu hatte, weil es ihm die Vormundschaftsverordnung gänzlich verbot, mußten sie die Zeche an ihnen selbst haben — war gut — und deswegen war der Vormund kein Starrkopf, wie sie meinten, sondern ein ganz gescheider Mann.

31.

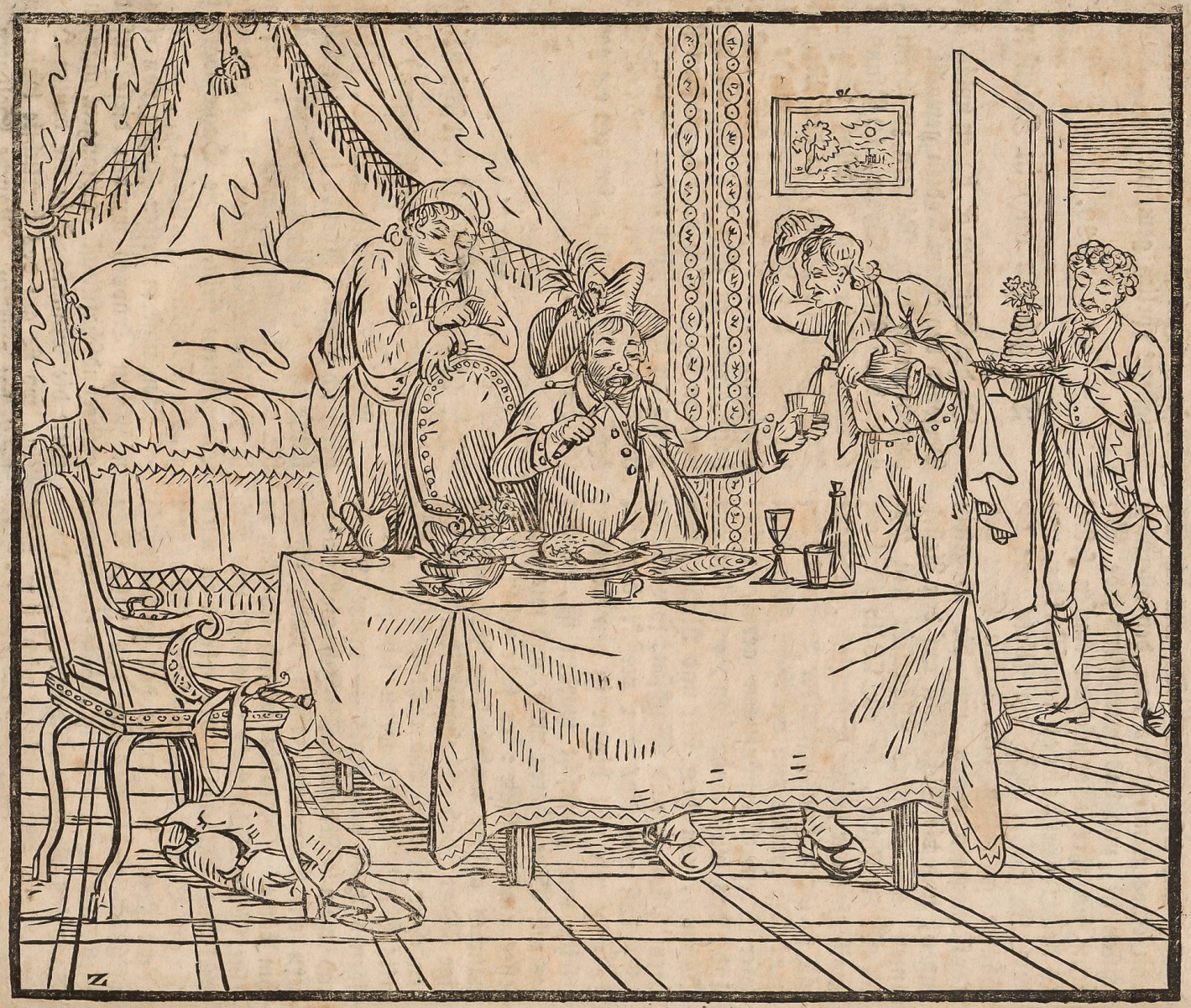
Die lustig bestrafte Unverschämtheit.

(Siehe nachstehende Figur.)

Als ich jüngsthin nach B. stelzterte, hörte ich daselbst Abends in einem Wirthshause eine der lustigsten Historien erzählen, die daselbst passierte, und die immer noch in beyfälligen Andenken bey den dortigen Einwohnern steht. Die Sache ward folgender Maßen aufgetischt:

Bey unserm ersten Zuzug von eidsgenössischen Truppen wurden diese auf das gastfreundschaftlichste empfangen, man quartierte die Mannschaft in die beßten Häuser ein, wo sie auf das herrlichste logiert und bewirthet wurden. Manche Soldaten hat-

Die lustig bestrafte Unverschämtheit.



ten es gar zu gut; dieß reizte die Eifersucht der übrigen. Ein solch ungenügsamer Soldat, der sein Quartier in einem sehr guten, aber bürgerlichen Hause hatte, hörte auch so von seidenen Betten, Pantoffeln, hohen Spiegeln, Pasteten, Fischen, Backwerk, Zuckerzeug, und vortrefflichen Weinen sprechen; er ward glustig darüber, gieng zum Hauptmann und forderte ein anderes Quartier-Billet. Wie? Was? Warum? fragte derselbe; du hast es ja ganz vortrefflich bey den guten Leuten, wie ich höre. Erzähle mir also die Sache; was hast du z. B. zum Frühstück? Antwort: Caffee, Brod oder Weggen, Hung und Anken. So! und zum Mittagessen? Antw.: Fleisch, Gemüs, Schweinigs, gebackne Leber, oder so was, dann eine Flasche Wein, und Früchte zum Dessert. So! und Abends? Antw.: ein Schoppen Wein, Brod und Käse. So! und Nachts? Antw.: Suppe, Bratis, Salat, Würst und ein Schoppen Wein. So! und wie stehts mit dem Zimmer? Antw.: e schöni heiteri Stube mit einem guten Bette, Kommode und Schäft für d'Chleider. So! so! Hast du es bei Hause besser? Antw.: o nein, aber andere haben es noch viel besser, und es ist billig, daß ich es auch so habe; da wo ich bin, ist es mir jetzt verleidet. Du bestehst also darauf, es ganz so zu haben, wie es dich gelüstet? fragte sein Hauptmann. Antwort: Ja, ja! eben e so möcht is. Gut, du mußt es so haben; morgen auf der Wachtparade sollst du ein solches Quartier-Billet haben, versicherte ihn der Offizier, welcher sich nun auf der Stelle auf den Weg machte, ein solches Quartier zu suchen. Dieß fand sich in einem der ersten Gasthöfe der Stadt, welcher eine Hinterpforte ohne Wirthshausschild hatte. Morgen Mittags, lieber Herr Wirth, sagte er dem Gastgeber, bringe ich euch durch den hintern Eingang einen meiner Soldaten, der nicht zufrieden ist mit seinem guten Quartier; er will's noch besser, daher ich ihm eine lustige Lektion zugedacht habe. Sie, und niemand aus ihrem Hause lassen ihn wissen, daß er sich in einem Gasthofe befindet; Sie zeigen ihm ihre Zimmer, sagen ihm alle ihre Gerichte, die Sie ihm geben können, vor, und lassen ihn dann selbst wählen. Am folgenden Morgen machen Sie ihm dann die Rechnung für alles. Der Wirth versprach alles pünktlich zu besorgen. Wie abgeredt, so gethan. Mein Soldat nahm das schönste Zimmer in Beschlag; forderte Chokelade zum Frühstück; Hähneli, Fisch und Dauben, auch Krebs- und Milchlig-Pastetlein, kurz alles Beßte zum Mittag-, Abend- und Nachtessen, und ließe sich beßtens bedienen. Am folgenden Mittag schielte der Herr Hauptmann, auf der Wachtparade, immer nach jener Gegend, woher unser Held kommen sollte; und er kam daher geschlichen mit gesenktem Haupt, gebogenen Knieen, trauriger Miene, und mit dem Habersack auf dem Buckel. Wie? Was? wieder nicht zufrieden, fragte der Offizier; ich habe doch gestern deine prächtige Aufnahme gesehen, und es kann dir ja an nichts gefehlt haben. Antwort: O ja, mi liebe Herr Hauptmann, alles schön und gut, aber i ha neunzig Bätze zahle müße. Wie? Was? Neunzig Batzen? dieß finde ich sehr billig, bemerkte der Offizier, denn du hattest ja alles mögliche und beßte verlangt; anbey hast du Vermögen und kannst bezahlen. Als nun aber der Soldat seinen Fehler bereute, seinen Hauptmann um Verzeihung bat, stellte letz-

terer den Helden den übrigen Soldaten vor, erzählte ihnen den Hergang der Sache, mit der Warnung, jeden empfindlich zu bestrafen, der sich eines solchen Vergehens gegen die ausgezeichnete Hospitalität dieser guten Stadt schuldig machen würde. Und er gab auf inständiges Bitten aller, dem Soldaten sein erstes Quartier-Billet wieder zurück.

32.

Vom Heirathen.

Es ist dieses Wort zusammengesetzt aus Hei! welches ist ein Ausruf der Verwunderung oder gar des Schreckens; inmaßen gar mancher sich verwundert wenn einmal der Priester das benedicite (den Segen) gesprochen hat, und ihm die Schuppen von den Augen fallen, und er nun siehet, daß er hat gewonnen eine Katz, statt einen Schatz; großes Leid, statt großer Freud; Streit und Zank, statt Preis und Dank. Hei! ruft er erschrocken, wie bin ich angeführt. Es mag sich also jeder wohl vorsehen und mit aller Klugheit verwahren und präserviren, ehe er zugreift, damit er nicht also schmerzlich sein Hei rufen müße. — Das andere Wort heißt rathen! und bedarf die Ehe allerdings des Rathes gar wohl, wenn sie nicht ein Wehe werden soll. Wenn aber der gute Rath nicht vorausgegangen ist, wann nicht Klugheit um die Braut wirbt; nicht Tugend ihre Morgengabe (Ehesteuer) ist; nicht Gottesfurcht Brautführer ist, dann kommt der gute Rath hintenher meist zu spät, und bleibt abermal nur das arme Hei! übrig. Ist also mein freundlich Bitt an die Leser, die etwa heirathslustig wären, daß sie das Wort umkehren, und zuerst rathen ehe sie die Braut hei führen.

33.

Vom Winde.

Es zählen die Schiffleute auf dem Meere wohl an die zwey und dreißig Winde, und wehet bald dieser bald jener, bald günstig und bald ungünstig. Ja es tobet manchmal der Sturmwind so furchtbar, daß die Schiffe mit Mann und Maus zu Grunde gehn; und auf dem Lande Häuser, Scheunen, Bäume und Wälder niedergeworfen werden. Es erzählen auch die Geographi von einem giftigen Wind, so in Arabia wehet, und Samum genannt wird; welcher, so er die Menschen anwehet, selbige erstecket und tödet. — Aber die Experienz und Erfahrung lehrt, daß auch anderswo ein giftiger Wind wehet, der Häuser zerstört, Menschenglück vernichtet, ganze Familien an den Bettelstab bringt und alle Wohlfahrt tödet: und ist das derjenige Wind, den der Mensch selbst macht mit Großthun, Prahlerey, Maulaufreißen, Hochmuth, Hoffart u. d. gl. Wer solchem Wind begegnet, der geht aus dem Wege und hält die Nase zu, und denkt: Das ist böser Wind, der nur zerstöret.

34.

Der zerstreute Räuber.

Ein Gentleman (Edelmann) war in einem dicht an der Heerstraße befindlichen Wäldchen entschlafen. Bey seinem Erwachen erblickte er vor sich einen andern Gentleman, der aber kein gutes Aussehen hatte,

und der ihm mit vieler Kaltblütigkeit eine Pistole unter die Nase hielt. Er rieb sich die Augen, und wußte nicht recht, was er von der Geschichte denken sollte. „Ihre Börse, Mylord!“ brüllte ihn jezt der Räuber an. Ei, sagte der Gentleman für sich, das ist ein höflicher Mann. Er nennt mich Mylord; ich muß also wohl etwas Mylordsches an mir haben, welches ich bis jetzt noch nicht bemerkt. Wie könnte ich mich weigern, Ihrem billigen Wunsch zu entsprechen? sagte er laut, und reichte ihm den Geldbeutel dar, den der Andere in seine Rocktasche steckte. „Ihre Bereitwilligkeit,“ sagte er, „giebt mir den Gedanken ein, Sie auch höflichst um Ihre Uhr zu bitten. Bey ihrer Betrachtung werde ich die Ehre haben mich Eurer Excellenz erinnern zu dürfen? Immer besser, murmelte der Gentleman, er hält mich für eine große Person, vielleicht gar für den Herzog von Wellington. Da ist sie. Der Räuber machte einen tiefen Bückling. „Euer Durchlaucht,“ sagte er, „werden mir wahrscheinlich Ihr Schnupftuch nicht versagen. Ich leide jezt eben an einem gewaltigen Schnupfen,“ (Pfnüsel). Von ganzem Herzen, rief der Gentleman, wie in Entzückung, alles, was ich besitze, steht zu Ihren Diensten. „So haben Sie die Güte, Ihren Rock mit dem meinigen auszutauschen.“ Der Gentleman zieht ein schiefes Gesicht, weil ihn der andere nur schlechtweg „Sie“ nennt, und sagt zu sich selbst: Da sehe man die Undankbarkeit des Menschengeschlechts; so lange ich ihm noch etwas zu geben hatte, bin ich von ihm Mylord, Excellenz und Durchlaucht genannt worden, und jezt will er mir meinen Rock austauschen gegen den seinigen, der eben kein nobles Aussehn hat, und zu allem dem nennt er mich bloß Sie. „Rückts!“ rief der Räuber, dem dieses Selbstgespräch zu lange dauerte, und flankirte dem andern mit dem Pistol dicht an der Nase herum. Erschrocken zog dieser sein Kleid aus, und empfieng dafür den abgeschabten Rock des Waldritters. Beyde machten sich eine tiefe Verbeugung und liefen aus allen Kräften davon.

Nach einem halbstündigen scharfen Trabe langte der Gentleman mit der Livrey des Räubers in einem Wirthshause an, wo er, um sich zu erholen, eine Flasche Bier verlangte. Indem er nun trank, fiel es ihm ein, daß er dem andern sein Geld und seine Uhr gegeben habe und folglich nicht werde bezahlen können. Von ungefähr griff er jedoch in die Tasche seines neuen Rocks und fand darin nicht nur sein Eigenthum, sondern noch eine Rolle mit 50 Dublonen obendrein, bey deren Anblick er mit Verwunderung ausrief: Was gilts, der andere Gentlemann hat mich wollen zum Besten halten!

35.

Der Saufludi.

1. Wenn ig e Handelsma söt sy,
I handleti um gute Wy;
U we de niemer chaufe wet,
Heh nu! We numen i ne hät.

2. Wenn i vom Militäri wär,
I kumidirti: Fläsche leer!
Bis alles schwumm im Trübelblut,
Zu dem Chrieg hätti Heldenmuth!

3. Wäy ig e Doktor — mys Rezept
Schrib i so wie's am Cheller chlebt:

„Trink gute Wy, das thut dir bas
„Als d'sApitegers Trauch im Glas."

4. Wär ig e Schryber — rothe Wy
Müeßt mir anstatt der Tinte sy;
U wen i ohni Arbeit wär
So suff i d'Tinte-Guttre leer.

5. We's mir um d's Musikmache wär,
So trunk i alle Gläser leer,
U schlug sen alliz'sämen a,
Kes Saitespiel chönt schöner ga.

6. Wen ig e Chüeffer wär zum Gspaß
Miech i d's Grauholz ganz zumen Faß;
U füllti mirs de öpper zue,
So hät i für nes Wyltschi gnue.

7. So het Susludi mängisch gseit;
Jä lueget, was ihm hät vtreit!
Es ist ihm z'letsch bim tusi drack,
Nüt blibe als der Bettelsack.

36.

Kurze Uebersicht der merkwürdigsten Begebenheiten, die sich im Jahr 1828 im Kanton Bern zugetragen haben.

Das Jahr 1828 gehört zu den fruchtbaren. Die mittlere Temperatur des ganzen Jahrs war 6 $\frac{1}{10}$ und im vorigen Jahr 5 $\frac{9}{10}$. Das Thermometer stand am tiefsten am 8. Merz, 11 $\frac{1}{2}$ Grad unter 0; und am höchsten den 11. Heumonat, 25 $\frac{1}{4}$ Grad. Der Winter war ziemlich gelinde, so blieb z. B. das Thermometer im Jenner nur dreimal und im Hornung nur viermal den ganzen Tag unter 0. Auch die Hitze war gemäßigt, indem sie selten anhaltend, meist durch Regenschauer gemildert wurde. Gras und Korn gediehen gut, nur war die Witterung zum Einsammeln nicht günstig. Obst nur mittelmäßig, besonders fehlten die Kirschen fast ganz. Die Weinlese hingegen war ergiebig. Den 13. 14. und 16. Christmonat verspürte man am Fuße des Schwendelberges bey Rüschegg mehrere heftige Erdstöße.

Still und ruhig gieng das Jahr 1828 vorüber, so daß auf die bestehenden und neu zu errichtenden Anstalten alle Sorgfalt verwendet werden konnte. Die Regierung bewilligte zu Fortsetzung der Aaren-Correktion, zwischen Thun und Bern, neuerdings Liv. 39000. Wie nützlich diese Arbeit sey, beweiset der immer mehr zunehmende Schiffahrtsverkehr und eine bedeutende Ersparniß von Fuhrkosten, welche für dieses Jahr auf Liv. 45000 angeschlagen werden kann. Für Hanf und Flachs wurden Liv. 1497 an Prämien vertheilt. Ebenso läßt es der Commerzienrath nicht an Aufmunterung fehlen für die Verfertigung von schwarzseidenen Spitzen, Strohgeflecht, Holzschnitzereien. Die Straßen-Commission erhielt einen bedeutenden Credit für die Kosten der neuangelegten Straße von Büren nach Pieterlen, und für die Erweiterung derselben durch das Dorf Frutigen. — Mit Einbürgerung der Individuen, die der Landsassenkammer angehören, so wie französischer Familien in den leberbergischen Aemtern, und anderer Tolerirten im alten Canton wird fortgefahren und dafür das nöthige Geld angewiesen. — Erfreulich war das Resultat des im Jahr 1826 erlassenen Münzconcordats, indem durch dasselbe nicht nur die fremde Münze fast ganz verbannt, sondern auch die einheimische durch Einziehung bedeutend vermindert wurde.

Von den concordirenden Ständen wurde eine Summe von Liv. 452,555 an Münze aus dem Umlauf gezogen, und für L. 652,640 umgeprägt. — Um Einheit in die Maaße und Gewichte zu bringen, traten Abgesandte der Cantone Zürich, Bern, Luzern, Freiburg, Solothurn, Basel, Waadt, Aargau und Thurgau zusammen.

Zu den bereits bestehenden 12 Ersparnißkassen im Canton kam noch noch eine vom Oberamt Konolfingen. Alle zusammen besitzen ein Capital von Liv. 1,611,398. Die Brandassekuranz hatte Liv. 52,474 zu vergüten für 35 Brände. 44,737 Gebäude sind für Liv. 76,495,600 versichert. Zu Verminderung der Feuersgefahr wurde verordnet, daß in Zukunft alle neu zu errichtenden Gebäude mit Ziegeln oder Schiefern bedeckt werden sollen, es sey denn, daß das Gebäude über 600 Schuh von jedem andern erbaut werde. — Die Hagelassekuranz vergütete 750 Gesellschaftsgliedern den erlittenen Schaden von Liv. 83,477 mit Liv. 80,972. Die Zahl der Mitglieder ist auf 4290 gestiegen und die Capitalsumme der versicherten Erzeugnisse auf Liv. 3,543,612. Diesen Zuwachs hat die Anstalt den Hochgewittern zu verdanken, die im letzten Jahr fast alle Gegenden der Schweiz heimsuchten, und nun manchen, der bisdahin zur Theilnahme nicht bewogen werden konnte, durch Schaden klug machten und überzeugten, daß es doch gerathener sey, jährlich 2 oder höchstens 3 Procent zu bezahlen, als der Gefahr ausgesetzt zu bleiben, auf einmal 100 Procent, d. h. alles zu verlieren. Ueber den Fortgang der Mobiliar-Versicherungsanstalt, siehe den Artikel Nr. 21.

Inhalt.

1. Gespräch zum Gruße.
2. Zur Kenntniß des Vaterlandes.
3. Wer leicht glaubt wird leicht betrogen.
4. Wie mancher sein Glück macht!
5. Ueber die Sulioten.
6. Ey du Galgenvogel!
7. Vom Wasserg'schauen.
8. Merkwürdige Rettung.
9. Ein dito.
10. Nidau.
11. Des Enkels Warnung.
12. Die Gewohnheit.
13. Apropo! Vom Taback.
14. Die Schneiderprobe.
15. Das gute Gedächtniß.
16. Wie ist das gemeint?
17. Wie kommt man zu Geld und Gut?
18. Lobrede auf das Geld.
19. Denkmal zu Fraubrunnen.
20. Ueber den Stock.
21. Ueber die Mobiliar-Assekuranz.
22. Da sieht es bös aus.
23. Der Streit des Wassers und des Weines.
24. Briefwechsel zwischen Benz und seinem Mütti.
25. Warnung.
26. Fürchterliche Erdbeben in Spanien.
27. Eine merkwürdige Einladung.
28. Merkwürdige Nachricht.
29. Das nützliche Buch.
30. Die gehören auch in Kalender.
31. Die lustig bestrafte Unverschämtheit.
32. Vom Heirathen.
33. Vom Winde.
34. Der zerstreute Räuber.
35. Der Saufludi.
36. Kurze Uebersicht der merkwürdigsten Begebenheiten, die sich im Jahr 1828 im Kanton Bern zugetragen haben.